



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Neues Biedermeier bei Jugendlichen?“

**Eine Exploration des bürgerschaftlichen Engagements im jugendlichen
Lebensabschnitt**

Verfasser

Andreas Döllinger, Bakk. Phil.

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 18. Jänner 2011

Studienkennzahl lt. A 066/ 905

Studienblatt:

Studienrichtung lt. Studienblatt: Soziologie

Betreuer: Univ. Prof. Dr. Friedhelm Kröll

DANKSAGUNG

Besonderer Dank gilt meinen Eltern, Hedwig und Helmut Döllinger, die mich viele Jahre lang emotional und materiell unterstützt haben, und mir dadurch die Möglichkeit gegeben haben mein Studium abzuschließen.

Auch meinem Betreuer Professor Dr. Friedhelm Kröll möchte ich dafür danken, dass er stets schnell, kompetent und hilfsbereit bei der Lösung von Problemen geholfen hat.

Weiters danke ich meiner Freundin Eva dafür, dass sie in Phasen des Zögerns und Grübelns die richtigen und vor allem motivierende Worte gefunden hat.

Dies gilt auch für meine Schwester Hedi, die wiederum aufgrund ihrer Erfahrung mit dem Verfassen einer Abschlussarbeit mit ihren Lösungsvorschlägen eine große Hilfe war.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	9
2. Verortung innerhalb der soziologischen Theorie	11
2.1. Wesen und Abgrenzung der Jugendsoziologie	11
2.2. Phänomenologische Jugendsoziologie	14
2.2.1. Intellektuelle Heimat und Soziologieverständnis Helmut Schelskys	14
2.2.2. Beitrag zu einer Soziologie der Jugend.....	15
2.2.3. Kritik und Aufnahme	17
2.2.4. Exkurs: Entstehung und moderne Weiterentwicklung der Phänomenologie	17
2.2.4.1. Philosophische Grundlage	18
2.2.4.2. Methodische Schritte der Phänomenologie Husserls.....	19
2.2.4.3. Theoretische Welt	19
2.2.4.4. Lebenswelt	20
2.2.4.5. Wesensschau und Lebensweltanalyse	21
2.2.5. Fazit der Phänomenologie und Ausblick.....	21
2.3. Symbolischer Interaktionismus	22
2.3.1. Fazit des Symbolischen Interaktionismus und Ausblick	24
3. Jugendliche	24
3.1. Was sind Jugendliche?.....	24
3.1.1. Alltagssprachliche Bedeutung	24
3.1.2. Soziologische Definition.....	25
3.1.2.1. Generation	27

3.1.2.2. Kohorte.....	27
3.1.2.3. Peers	27
3.2. Anforderungen an soziologische Jugendtheorien.....	27
3.3. Eigenschaften des jugendlichen Lebensabschnitts	28
3.3.1. Sozialisation.....	28
3.3.1.1. Primäre Sozialisation	29
3.3.1.2. Sekundäre Sozialisation.....	30
3.3.1.3. Bewahrung und Verwandlung subjektiver Wirklichkeit	32
3.4. Jugend als soziale Gruppe in der Moderne	32
3.5. Jugend und ihr Verhältnis zur Gesellschaft.....	36
3.6. Geschichtliche Entwicklung der Jugend bis heute.....	37
3.6.1. 19. bis Anfang 20. Jahrhundert.....	38
3.6.2. Nachkriegszeit	39
3.6.3. 1960er Jahre.....	41
3.6.4. Übergang zur heutigen Situation	42
3.6.5. Eine aktuelle Beschreibung - Die Shell Jugendstudie 2006	44
3.6.5.1. Unsicherheit und pragmatische Sicht.....	44
3.6.5.2. Bildung und Berufsaussichten.....	44
3.6.5.3. Persönliches Umfeld und Familie.....	45
3.6.5.4. Freizeit.....	46
3.6.5.5. Vielfältige und stabile Werteorientierungen	46
3.7. Gleichaltrige – Peers	47
3.8. Soziale Rollen bei Jugendlichen.....	49
4. Engagement	53
4.1. Partizipation oder Engagement?	54
4.1.1 Begriffsbestimmung.....	54

4.2. Formen des Engagements	57
4.2.1. Empirische Ergebnisse zu Formen des Engagements	57
4.2.1.1. Trennung zwischen politisch und sozial	58
4.2.1.2. Demokratie und Institutionen	59
4.2.1.3. Gesellschaftliche und individuelle Betätigungsfelder	60
5. Forschungsfragen	60
6. Methodik.....	62
6.1. Feld.....	62
6.2. Zugang	63
6.3. Kontaktaufnahme	63
6.4. Durchführung	64
6.4.1. Offenes, problemzentriertes Interview	64
6.4.2. Interviewleitfaden – Themen.....	65
6.4.3. Befragungsprotokolle.....	67
6.4.3.1. Person A.....	67
6.4.3.2. Person B	67
6.4.3.3. Person C	67
6.4.3.4. Person D	68
6.4.3.5. Person E	68
6.4.3.6. Person F.....	68
7. Auswertung.....	68
7.1. Themenanalyse	68
7.1.1. Sinnstruktur-analysierendes Textreduktionsverfahren.....	69
7.2. Systemanalyse	70
7.2.1. Systemanalytische Vorgehensweise	72

7.3. Ergebnisse der Themenanalyse und systemanalytisches Fazit	73
7.3.1. Thema 1 - Zugang zum eigenen Engagement	73
7.3.2. Thema 2 - Freunde und Peergroups	78
7.3.3. Thema 3 - Interessen	81
7.3.4. Thema 4 - Familie.....	84
7.3.5. Thema 5 - Jugendliche	88
7.3.6. Thema 6 - Erwachsene.....	93
7.3.7. Thema 7 - Konkretes eigenes Engagement	95
7.3.8. Thema 8 - Vergangenheit und Zukunft	99
7.3.9. Thema 9 - Politik.....	102
7.3.10. Thema 10 - Wünsche und Ansätze	104
7.3.11. Thema 11 - Medien.....	107
7.3.12. Thema 12 - Struktur und Einflüsse auf das Engagement.....	110
8. Ergebnisdarstellung.....	113
8.1. Zusammenfassung der Ergebnisse	113
8.2. Schlussbemerkung	116
9. Reflexion.....	116
10. Bibliographie.....	119
11. Anhang	121
Erklärung zum selbstständigen Verfassen der Arbeit	121
Abstract.....	122
Lebenslauf	123

*"Ich habe überhaupt keine Hoffnung mehr in die Zukunft unseres Landes,
wenn einmal unsere Jugend die Männer von morgen stellt.
Unsere Jugend ist unerträglich, unverantwortlich und entsetzlich anzusehen."
(Aristoteles zugeschrieben)*

1. Einleitung

Die so genannte teilnahmslose Jugend von heute ist in aller Munde. Oftmals wird ihr ein fehlendes Interesse an gesellschaftlichen und politischen Themen attestiert. Den Ausgangspunkt stellt dabei ein beobachtetes Phänomen dar, das ich auch seit einigen Jahren gesamtgesellschaftlich wieder zu erkennen glaube, wenn es um das Problem rückläufiger Partizipation bezüglich öffentlichen Belangen bei jungen Menschen in Österreich geht. Zu besagten Anliegen zähle ich hierbei nicht bloß politische, sondern sämtliche soziale Relevanzen, die Jugendliche zwar betreffen, aber bei diesen kaum sichtbares Interesse erzeugen. Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist es nun, freiwilliges Engagement bei Jugendlichen in seinem Wesen zu beschreiben, um anhand der Interpretationen von sechs Interviews mit Jugendlichen, Aussagen über gegenwärtige Bedingungen und Ausmaße treffen zu können.

Um prominente Beispiele aus dem öffentlichen Diskurs zu nennen, die auf ein niedriges Niveau der jugendlichen Engagementbereitschaft verweisen, seien hierbei etwa tendenziell rückläufige Zahlen der Mitgliedschaften bei NGO's, politischen Parteien und Gewerkschaften, langfristig sinkende Wahlbeteiligungen, aber auch die „Flucht ins Private“, zunehmende Konformismus und Hintanstellung von Meinungsäußerung aufgrund ökonomischer Zwänge genannt. Zusammenfassend ergibt sich aus meiner Alltagserfahrung ein Bild, das paradox und somit erklärungsbedürftig erscheint: Gerade jungen Menschen wird nachgesagt, dass sie sich weniger mit Traditionen, Gepflogenheiten oder starren Systemen abfinden, und verstärkt für Neues und Unkonventionelles eintreten, oder zumindest ihren Unmut über subjektiv empfundene Fehlentwicklungen offen kundtun. Dieses Bild widerspricht zwar nicht meinen Beobachtungen, erscheint jedoch besonders medial kommuniziert einer empfundenen sinkenden Regression unterworfen zu sein. Daher richtet sich das Augenmerk meiner Abschlussarbeit auch auf die junge Generation von ÖsterreicherInnen, über die meine erste allgemeine Hypothese, beziehungsweise das entstandene Bild, mittels selbst erhobener Daten revidiert oder bestätigt, jedenfalls aber

relativiert und auf eine wissenschaftliche Basis gestellt werden soll.

Das Bild über Jugendliche ist ein von Erwachsenen zugeschriebenes, das sich oftmals auf oberflächlich interpretierte Statistiken, wie etwa die Beteiligungen bei politischen Wahlen stützt. Um aber fundierte Aussagen treffen zu können, ist es notwendig Jugendliche selbst in ihrer Themenwahl und Erzählstruktur zu Wort kommen zu lassen. Mir erscheint es daher angebracht, eine qualitative Studie durchzuführen, die sich mit dem Thema „Engagement und Partizipation“ aus Sicht der Jugendlichen beschäftigt. Ziel ist es zunächst, den etwas ungenauen Begriff „Jugend“ aus bestehenden soziologischen Arbeiten heraus zu klären und für das gewählte Thema anzupassen. Dies kann allerdings nur im Rückblick auf die Vergangenheit geschehen, da die alltagssprachliche Diagnose über die heutige Jugend ein stärkeres jugendliches Engagement voriger Generationen kommuniziert. Überhaupt ist es klärungsbedürftig, in wie weit man in verschiedenen Zeiten von „der Jugend“ sprechen kann, sind doch gerade Typenbildungen immer im Spannungsfeld aus Verallgemeinerung und Empirie zu interpretieren. Vergleiche mit verklärten früheren Zeiten setzen sich zwar intensiv mit zurückliegenden, nicht aber mit fundierten Ergebnissen aktueller Studien auseinander. Oftmals hört und liest man in Medien von negativen Entwicklungen bei Jugendlichen. Dies betrifft neben demographischen Effekten wie dem sinkenden Anteil der Jugendlichen in der Gesamtgesellschaft, auch unsichere und eher pessimistische Zukunftsaussichten betreffend Arbeit, Bildung und sozialer Sicherung, das Verschwinden von Werten, fortschreitende Individualisierung und eben auch das mangelnde Interesse an gesellschaftlichen Themen. Geht man unreflektiert von diesem Bild von Jugendlichen aus, so ergibt sich zwar ein schlüssiges Deutungskonstrukt, allerdings wird der Frage nach der Sichtbarkeit von Interesse oder auch das Aufdecken von neuen Formen von Engagement nicht nachgegangen.

Aus dieser Position heraus erklärt sich die paradigmatische Ausrichtung dieser Masterarbeit. Es wird demnach versucht, zum Kern des Phänomens selbst theoriefundiert und auch möglichst unvoreingenommen vorzudringen.

2. Verortung innerhalb der soziologischen Theorie

2.1. Wesen und Abgrenzung der Jugendsoziologie

Liest man jugendsoziologische Lehrbücher wie jenes von Heinz-Hermann Krüger und Cathleen Grunert, so fällt zunächst auf, dass das bearbeitete Thema bereits sehr früh in das Blickfeld der Soziologie gerückt ist (vgl. KRÜGER/GRUNERT 2002, 14-15). Um dies zu verdeutlichen kann etwa eine der bekanntesten Arbeiten auf diesem Gebiet von Helmut Schelsky „Die skeptische Generation“ aus dem Jahr 1957 genannt werden, da sich diese von einer einfachen Ursache-Wirkung-Kausalität abwendet, und in weiterer Folge eine Wechselwirkung zwischen gesellschaftlichen Bedingungen für Jugendliche und der Bedeutung der Jugendlichen für die Gesellschaft aufgezeigt wird. Genauer beschrieben wird dies später im Kapitel über Schelskys Phänomenologie¹.

Zunächst sollte geklärt werden, worum es sich bei der Jugendsoziologie im zunächst klassischen Sinne handelt. Ursprünglich als Sammelbecken für sozialwissenschaftliche Arbeiten konzipiert, die sich mit jenen Individuen beschäftigt, die altersbedingt noch nicht zu den Erwachsenen zu zählen sind, stellte sich vor allem die Frage nach der sozialen Reproduktion, beziehungsweise nach den Problemen, die damals bei der Integration der nachrückenden Generationen in ein differenziertes Sozialsystem der Erwachsenenwelt entstanden. Erst in den 1960er Jahren begann im Zuge einer in der Theoriebildung generell vorherrschenden Differenzierung des Alters in Lebensphasen, eine getrennte Entwicklung von Kindheits- und Jugendforschung. Während im Bereich der Jugend vor allem mittels klassischer Gesellschaftstheorien gearbeitet wurde, beanspruchten verwandte Disziplinen, wie etwa Psychologie, Pädagogik, die Kindheitsphase für sich (vgl. KRÜGER/GRUNERT 2002, 117-118). Auch wenn es nach den Worten der Kapitelautoren Johanna Mierendorff und Thomas Olk spätestens seit dem Anfang der 1990er Jahre von Seiten der Soziologie Bestrebungen gab, eine eigene Kindheitsforschung im eigenen Kontext zu entwickeln (vgl. ebd., 133), so ist es für das hier beschriebene Forschungsvorhaben völlig ausreichend, allein von den weit gediehenen Erkenntnissen der Jugendforschung Gebrauch zu machen. Wichtig für diese Abschlussarbeit ist nun festzuhalten, dass es sich bei dem Forschungsobjekt „Jugend“ um eine genuin soziologische Materie handelt, und somit bereits auf

¹ siehe Kapitel 2.2.2. „Beitrag zu einer Soziologie der Jugend“.

klassische Arbeiten und auch auf aktuelle Texte zurückgegriffen werden kann. Dies macht das Vorhaben einfacher, zunächst Jugend zu definieren, und die Besonderheiten des jugendlichen Lebensabschnitts zu beschreiben, da eine langjährige Theorieentwicklungsgeschichte zur Verfügung steht.

Nachdem nun über das Betätigungsfeld Klarheit herrscht, sollte anschließend geklärt werden, in welcher Theorietradition Jugend soziologisch bearbeitet wird. Dazu eignet sich Bernhard Schäfers Einteilung jugendsoziologischer Theorien, der neben den großen makrosoziologischen Theorien auch mikrosoziologische Ansätze auflistet. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass sie „[...] die Struktur einzelner Handlungen und Handlungssituationen untersuchen und damit vom Individuum ausgehen.“ (SCHÄFERS 1994, 41) Diese Akzentuierung ist besonders wichtig, um später die Wahl der in dieser Masterarbeit gewählten Fragestellung, Methoden und Auswertung zu verstehen. Zunächst steht allerdings im Vordergrund, folgende mikrosoziologischen Handlungstheorien zu unterscheiden:

- klassische Handlungstheorie
- rollentheoretische Ansätze
- interaktionistische Ansätze
- gruppentheoretische Ansätze

Für das Forschungsvorhaben wichtig und zielführend ist die dritte Gruppe in dieser Kategorisierung, jene der interaktionistischen Ansätze. Dazu zählt Schäfers den symbolischen Interaktionismus, die Ethnomethodologie, sowie das interpretative Paradigma. Als wichtige Gemeinsamkeit kann dieser Darstellung des Autors zufolge die Phänomenologie genannt werden. Alle Richtungen wären nämlich Spielarten einer gemeinsamen Bearbeitung der „Konstitution der Lebenswelt“ (SCHÄFERS 1994, 49). Zwar ist im weiteren Verlauf dieser theoretischen Aufarbeitung eine genaue Beschreibung des besagten Ansatzes vorgesehen, für eine Begründung der Wahl ist jedoch vorerst wichtiger, dessen spezifische Fragestellungen vorzustellen. Bernhard Schäfers beschreibt die Besonderheiten des symbolisch-interaktionistischen, sowie des ethnomethodologischen Ansatzes in folgenden Aspekten. Demnach sei das erfolgreiche soziale Handeln damit verknüpft, wie gut es handelnde Individuen verstünden, soziale Situationen zu deuten und das differenzierte System aus Symbolen zu interpretieren. Weiters seien Jugendliche

besonders auf die Relevanz und die Stimmigkeit, sowie den Umgang mit den besagten Symbolsystemen durch Erwachsene sensibel. Auf diesen Anspruch prallen jedoch die eingeschränkten Handlungskompetenzen und Deutungsmuster für komplexe Lebenswelten. Eine Besonderheit sei es auch, dass Jugendliche in unterschiedlichem Ausmaße bereit wären, von Erwachsenen vorgegebene Handlungs- und Deutungsmuster anzunehmen, beziehungsweise zu übernehmen. Daraus entstehe laut Schäfers ein dauerhaftes Spannungsmoment, da es sich bei Jugendlichen und Erwachsenen um Gruppen mit jeweils spezifischen Symbol- und Handlungssysteme, die zusätzlich der historischen Veränderung unterworfen seien (vgl. SCHÄFERS 1994, 43-44)

Damit ist auch ein schlagendes Argument für die Anwendung des so genannten interaktionistischen Ansatzes ersichtlich: Es gilt herauszufinden, in welcher Art sich das spezifisch jugendliche Muster der Handlungs- und Symboldeutungskompetenz beschreiben lässt, und dieses auf die Kompatibilität mit jenem der Erwachsenenwelt zu prüfen. Die Annahme, oder besser der Grad der Übernahme, der „erwachsenen Deutung der Lebenswelt“ wird in weiterer Folge starken Einfluss auf Fragestellung und Auswertung dieser Forschungsarbeit ausüben. Zwar ist für den Autoren festzuhalten, dass die konsequente Anwendung beider Ansätze bisher nur bedingt, und vor allem in Devianz- und Subkulturforschung erfolgt sei, jedoch kann dies auch als Bestärkung und Festigung des eingeschlagenen Weges dieser Masterarbeit gesehen werden. Immerhin ist genau dieser sur-plus - Gehalt des symbolischen Interaktionismus und der Ethnomethodologie zusätzlich zu bestehenden strukturfunktionalistischen und quantitativen Forschungen das Ziel des Unterfangens. Geht man vom Titel „Neues Biedermeier bei Jugendlichen“ in die inhaltliche Tiefe, so stellen sich genau jene Fragen nach dem Unterschied, beziehungsweise dem Abweichen der Akzeptanz von erwachsenen Deutungs- und Handlungsmustern bei Jugendlichen. Immerhin kann politisches Engagement sicher als gesellschaftlicher Wert und zumindest eine hohe Beteiligung bei politischen Wahlen als Norm angesehen werden. Nimmt man nun etwa Tendenzen von „stagnierender Annahme“ (SCHÄFERS 1994, 150) dieser Handlungsnormen als Ausgangspunkt von Forschung zur Beschreibung lebensweltlicher Symbolsysteme, so kann dieses abweichende Verhalten mit interaktionistischen Ansätzen bearbeitet werden.

2.2. Phänomenologische Jugendsoziologie

Als erstes, klassisch jugendsoziologisches Paradigma nennt Hartmut M. GRIESE in seinem Einführungswerk (GRIESE 1987) über dieses Thema die Phänomenologie, und zwar in der Tradition Helmut Schelskys. Um zu verstehen, welchen Beitrag Schelskys Aufsätze zur theoretischen Untermauerung der Jugendsoziologie als eigene soziologische Disziplin geleistet hat, muss zunächst das zugrunde liegende allgemeine Soziologieverständnis des Autors erörtert werden.

2.2.1. Intellektuelle Heimat und Soziologieverständnis Helmut Schelskys

Da sich für ihn die Gesellschaftswissenschaften als gegenwartsbezogen, jedoch - je nach Untersuchungsgegenstand - mannigfaltig darstellt, und er andererseits sein Denken einzig auf den Erkenntnissen der kontinentaleuropäischen Philosophie aufbaut, sieht GRIESE Schelsky als „deutschen“ Soziologen wie kaum einen anderen bedeutenden Vertreter dieser Wissenschaft. Dies ist für ihn deshalb der Fall, da sich bei Schelsky in der Verbindung zwischen Nationalökonomie und idealistischer Philosophie als Grundbausteine seines Soziologiebegriffs keinerlei Einfluss anderer Denktraditionen erkennen lässt. Da er selbst auch als Kritiker an den beiden tonangebenden Schulen seiner Zeit, Frankfurter und Kölner Schule, betätigte, ist es nicht möglich, Schelsky einer dieser Richtungen zuzuordnen.

In weiterer Folge wird auch sein Programm für diese Disziplin erklärt, wenn er selbst von der „[...] philosophischen Interpretation der wissenschaftlich verbindlichen Wirklichkeitserfahrung des sozialen und politischen Lebens [...]“ schreibt. Eben durch diese Verbindung auf der Basis einer „phänomenologischen Analyse der Gegenwart“ sollten die von ihm festgestellten Schwächen der Soziologie behoben werden (vgl. GRIESE 1987, 103). Die Aufgabe bestehe nun darin, dass jeder empirischen Untersuchung und Beschreibung der sozialen Wirklichkeit inklusive deren Teilgebiete, eine „philosophische Betrachtung des Ganzen“ folgen müsse, um dadurch objektive, das heißt wissenschaftliche, Aussagen treffen zu können. Dieser Modus des Erkenntnisgewinns werde „phänomenologische Methode“ genannt. Daneben nehme die Soziologie aber ebenfalls den Anspruch wahr, der „Wirklichkeitskontrolle“ zu dienen, wobei hier nicht von einem politisch motivierten, allgemeinen Werkzeug die Rede ist, sondern die „Einstellung der Soziologie zur

sozialen Praxis“. Nicht Strategien oder Imperative zu entwickeln laute demnach das Ziel, sondern Grundlagen und „Grenzen menschlichen Handelns“ aufzuzeigen und verständlich zu machen. Griese merkt zu diesem Punkt an, dass dies implizit gesellschaftliche Verhältnisse als natürliche, unveränderbare Gegebenheiten darstellt (vgl. ebd., 104).

2.2.2. Beitrag zu einer Soziologie der Jugend

Der auf Hegel zurückgehenden Tradition der „mittleren Allgemeinheit“ folgend, versuchte sich Schelsky an der Entwicklung von soziologischen Beiträgen zur „Jugendkunde“. Im Besonderen ist hierbei seine Umsetzung des eigenen Anspruchs zu nennen, empirische Ergebnisse wissenschaftlich zu interpretieren, und somit zu einem Gesamtbild über die Jugend nach dem 2. Weltkrieg zusammenzufügen.

Als Jugend bezeichnete Schelsky dabei eine „sozial mitbestimmte Verhaltensform, deren soziologische Schicht herauszuarbeiten Aufgabe einer Jugendsoziologie“ sei. Den Begriff „Jugend“

umschreibt er dabei als Übergang zwischen der eigenständigen sozialen Rolle des Kindes- und der festgelegten sozialen Rolle des Erwachsenen (vgl. ebd., 104). Die Sozialwissenschaft müsse nun je nach Auslegung, unterschiedliche Fragestellungen entwickeln: Dazu geht man bei der Frage nach der Leistung, beziehungsweise wer für wen etwas leistet, von einem gesamtgesellschaftlichen oder einem jugendsoziologischen Standpunkt aus: Was die Jugend für die Gesellschaft leistet, und im Gegensatz dazu, welche Leistungen sich die Jugend erwarten kann. Die erste Sicht sieht die Jugend als eine Art funktionales Subsystem, bei dem der Output an das gesellschaftliche Gesamtsystem herauszustellen ist, während sich die Jugendsoziologie die Frage stellt, welche Bedeutung die Gesellschaft für die Jugend hat. Zweiteres stellt kurz gesagt das Wesen von Schelskys Auffassung, und damit auch den Kern der phänomenologischen Jugendsoziologie dar: „Das Erkenntnisinteresse richtet sich auf die Erklärung jugendlichen Verhaltens angesichts sozialer Faktoren. Eine Jugendsoziologie in diesem Sinne hätte vor allem die Bestimmung jugendlichen Verhaltens durch das soziale System empirisch und deskriptiv zu untersuchen, um zu einer Gesamtschau des Teilbereichs Jugend zu gelangen“ (GRIESE 1987, 104-105). Ganz im Sinne der Soziologie als problemzentrierte Gegenwartswissenschaft sehen beide Autoren, Hartmut M. Griese und eben auch Helmut Schelsky, auf den er sich beruft, im Übergang zwischen Kindheit und

Erwachsenenalter potentielle Schwierigkeiten auf das betreffende Individuum zukommen. Allgemein gesprochen ist dabei bedingt durch die aktuelle Sozialstruktur (Industrialisierung, Bürokratisierung, Urbanisierung, Anonymität, Rationalität, Mobilität, u.a.), im Übertritt von der kindheitlichen zur erwachsenen Lebensphase von Verhaltensproblemen die Rede. Der Grund dafür sei die völlige Inkompatibilität zwischen familiärer und gesamtgesellschaftlicher Struktur, Kurt Lewin spricht sogar von völliger Gegensätzlichkeit. Daraus wird ersichtlich, warum bei Jugendlichen, gerade im Übertritt, beziehungsweise beim Heraustreten aus der bekannten und überschaubaren Familienstruktur, Orientierungsprobleme und Verhaltensunsicherheiten auftreten und - so scheint es - auftreten müssen (vgl. ebd., 105). Gerade diese Sicherheit stellt aber für Schelsky ein Grundbedürfnis für Jugendliche dar, die jedoch erst hergestellt werden müsse. Durch den Übertritt in eine neue Lebensphase würde das Individuum gezwungen, sich eine neue, zweite soziale Identität zu schaffen, mit neuen Ansprüchen an das eigene Verhalten. Da jedoch mit dieser Neupositionierung kein Verlassen der ersten, familiären Sphäre vollzogen werde, müsse sich das Individuum auf beide Welten einstellen. Mit dem Erlernen der Ansprüche der zweiten Welt geht eine Entfremdung der ersten einher. In der sozialen Realität drücke sich dies in familiären Konflikten aus. Institutionen, die diesem Konflikt bei Jugendlichen Rechnung tragen, gebe es jedoch nicht, da als bestimmende Organisation die Schule mit ihrem Kleingruppencharakter ebenso wenig Handlungssicherheit geben können. Die Folge davon sei demnach Orientierungslosigkeit und Desorientierung bei Jugendlichen. Interessant ist dabei zu lesen, dass für Schelsky der Wunsch, diese Situation zu überwinden und mit zu erwerbenden Praktiken an Sicherheit zu gewinnen, sowohl anthropologisch als auch sozial begründet sei (vgl. ebd., 106). Dabei können von jungen Menschen viele verschiedene Wege beschritten werden um dieses Ziel zu erreichen, was für H. M. Griese Schelskys die Hauptthese einer Jugendsoziologie darstelle. Um historisch konstatierte Strategien desselben Problems aufzuzeigen, nennt er drei aufeinanderfolgende jugendliche Generationen des 20. Jahrhunderts, nämlich jene der Jugendbewegung nach der Jahrhundertwende (1), jene der politischen Jugend während der Nazizeit (2), und schlussendlich die skeptische Generation der Nachkriegszeit (3). Wollte erstere in unpolitischer, aber autonomer Weise eigene soziale Rollen herausbilden, versuchten zweitere Verantwortung für das gesellschaftliche System mit politischen Mitteln zu übernehmen. Die nach dem Krieg enttäuschte und sich langsam entideologisierende Generation suchte Sicherheit in der verfrühten Übernahme erwachsener Rollen zu erlangen, und auf nüchterne und realitätsfokussierende Weise in Ausbildung, Beruf und engen sozialen Bindungen damit zurecht zu

kommen. Dabei ist Griese wichtig festzustellen, dass jener Modus der „skeptischen Generation“ sich dahingehend stärker von den anderen unterscheidet, da diese die jugendliche Phase de facto überspringen würde, und Unsicherheiten durch unkritische und rasche Verhaltensübernahmen zu umgehen versuche (vgl. GRIESE 1987, 107).

2.2.3. Kritik und Aufnahme

Diese kurze Erläuterung sollte allerdings hiermit noch nicht ihr Ende gefunden haben, immerhin ist in der Sekundärliteratur bei der phänomenologischen Sicht auf die Jugend bereits von einem „Klassiker“ (GRIESE, Inhaltsverzeichnis) die Rede. Das bedeutet einerseits, dass diese sich bereits soweit etabliert hat, dass es seit Schelskys Konzeption bereits direkte Weiterentwicklungen gegeben hat, und andererseits genug Zeit für eine umfassende Rezeption und Kritik vergangen ist. Erst in den Stellungnahmen der wissenschaftlichen Diskussion der genannten Aussagen können die Stärken und Schwächen diagnostiziert werden. Ein laut Griese öfter genannter Kritikpunkt sei die Frage nach der Verallgemeinerung von Schelskys Definition „des Jugendlichen“ gewesen, der jedoch als entkräftet bewertet werden kann, da sich der Autor des öfteren auf den Status des Allgemeintypus berufen habe, und damit die bewusste Reduzierung auf wenige Charakteristika in Kauf zu nehmen sei. Unwiderlegbar ist eine Schwäche der genannten Theoriebildung in der Ignoranz prä-adoleszenter Sozialisierungen und auch jene der stratifikatorische Diversifizierungen, wie etwa soziale Schichtung. Trotz dieser Einwände zieht Griese ein positives Resümee über diesen Ansatz, wenn er von prägenden Erkenntnissen Schelskys betreffend seiner Jugendbeschreibung spricht, und bei nachfolgenden Forschungen bemängelt, dass diese zu wenig berücksichtigt, oder zumindest noch nicht ausgeschöpft worden seien.

2.2.4. Exkurs: Entstehung und moderne Weiterentwicklung der Phänomenologie

Um den aktuellen Stand des phänomenologischen Theorienentwicklungsprozesses erfassen zu können, bieten sich zur Einführung zunächst Lehrbücher der Soziologie, und auch Walter L. Bühls „Phänomenologische Soziologie- Ein kritischer Überblick“ an. In dieser Aufarbeitung der Genese und der Entwicklung bis zum aktuellen Stand wird nun detailliert vom allgemeinen Anspruch bis zu detaillierten Charakteristika ersichtlich, mit welchen operationalen Begriffen gearbeitet wird, was dieses Paradigma leisten kann, und welche Fragen offen bleiben. Da die Entstehung der

Phänomenologie bereits in den vorangegangenen Kapiteln beschrieben wurde, sollen in diesem Abschnitt besonders die verwendeten Begriffe und die Logik dahinter vorgestellt werden. Nachdem seit dem Beginn der philosophischen Konstitution der Phänomenologie durch Edmund Husserl 1907 bereits über 100 Jahre Entwicklungsgeschichte vergangen sind, haben umfangreiche kritische Auseinandersetzungen zu einvernehmlichen, charakteristischen Eigenschaften des Gegenstands stattgefunden.

2.2.4.1. Philosophische Grundlage

Wie bereits im vorigen Abschnitt festgestellt wurde, sieht auch Siegfried Lamnek in der Phänomenologie die metatheoretische Grundlage für die qualitative Sozialforschung. Das Ziel dieser Position sei für ihn „[...] durch objektive Erkenntnis das Wesen einer Sache zu erfassen, d.h. Das Allgemeine, Invariante“ (LAMNEK 2005, 48-49). Grundsätzlich ist diese philosophische Richtung durch ihre idealtypisch gesehene Unabhängigkeit von Dogmen, Annahmen und abschließenden Urteilen definiert. Sie hat wahrnehmbare Phänomene als Gegenstand, wie Walter L. Bühl „[...]Ereignisse, Erscheinungsbilder, Sinneseindrücke, Gestaltwahrnehmungen, Empfindungen, Assoziationen, Relationen, Typen, Kategorien, Syndrome[...]“ (BÜHL 2002, 9) zusammenfasst. Anders formuliert, das bedeutet in diesem Fall in den Worten Siegfried Lamneks, hat die Phänomenologie als Ziel, jegliche durch ontologische Standpunkte vorgegebene und daher eingeschränkte Aussagen über Sein und Wesen von Erscheinungen zu unterlassen (vgl. LAMNEK 2005, 48). Da Auftreten wie auch Erscheinungsformen eines dieser Phänomene im Kontext ihrer Entstehung gesehen, und Voraussetzungen auf Seiten des Beobachters mit jenem des Beobachteten verbunden werden, kann diese Methode zwar in einer „Wesensschau“ münden, allerdings zu keiner Weltanschauung (vgl. BÜHL, 10). So ist das Wesen der Phänomenologie demnach in einem Prozesscharakter zu sehen, oder anders formuliert zeichnet sie sich durch ihre „Unabschließbarkeit des Weges“ aus. Für Walter L. Bühl ist dies zu Edmund Husserl ersten Definitionen deckungsgleich, und unterscheidet sich zu verwandten Disziplinen erheblich durch das Festhalten an einem „subjektiven Bewusstsein des Menschen“. Es handelt sich dabei also um einen Mittelweg aus subjektbezogener Weltsicht einerseits, und einer Befreiung von über Jahrhunderte hinweg entstandene anthropozentrische Erklärungsmustern (vgl. ebd., 10). Für eine phänomenologische Soziologie heißt dies unter anderem, dass „[...]kein „Gegenstand“ aus dem Wahrnehmungsfeld, in dem er mir erscheint, „ausgeschnitten“ und für sich betrachtet werden kann

[...], sondern nur als Teil der Welt zu verstehen ist (vgl. ebd., 10). Nach Husserl bedeutet eine gemeinsame Welt eine Einheit aus den Selbstverständnissen vieler Individuen, was wiederum eine wechselseitige Implikationskraft der Individuen untereinander voraussetzt (vgl. BÜHL 2002, 12).

2.2.4.2. Methodische Schritte der Phänomenologie Husserls

Die idealtypische Verfahrensweise der Wesensschau ist in der folgenden Abbildung ersichtlich.

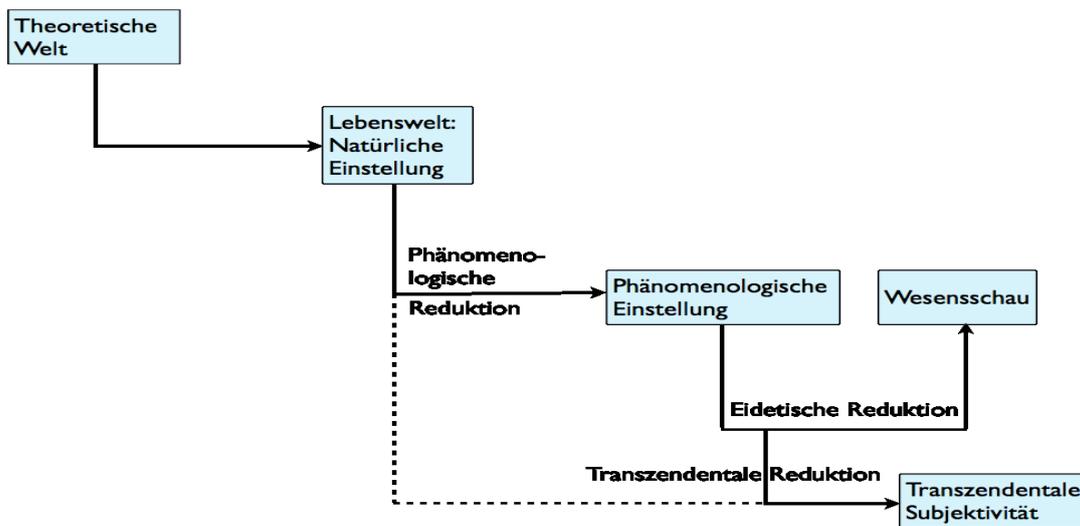


Abbildung 1: Nachzeichnung der methodischen Schritte der Phänomenologie Husserls (vgl. LAMNEK 2005, 53)

Lamnek gibt dabei allerdings zu bedenken, dass in der angewandten Phänomenologie „[...] um die Erfassung des tatsächlich Vorfindbaren und die Erkenntnis seiner Wesensstruktur geht [...], und daher auf die transzendente Reduktion verzichtet werden kann. Somit kann die Husserl'sche Vorgehensweise auf die folgende Kette vereinfacht werden: Von der theoretischen Einstellung kommt man durch Enthaltung zu einer möglichst vorurteilsfreien Einstellung, die wiederum durch Deskription von (Bewusstseins-) Inhalten in der Wesenserfassung mündet (vgl. LAMNEK 2005, 54).

2.2.4.3. Theoretische Welt

Von der theoretischen Welt, die ein phänomenologischer Forschungszugang zuerst zu überwinden

versucht, reicht es in diesem Zusammenhang zu wissen, aus welchen Faktoren diese besteht. Es sind dies verfälschende Einflüsse wie “traditionelle Sichtweisen, ideologische oder religiöse Weltdeutungen“ oder auch ein „bestimmtes Wissenschaftsverständnis“. Diese müssen gewusst und benannt werden um sie hinter sich zu lassen, und so in weiterer Folge zu der „ursprünglichen Lebenswelt, der Welt der natürlichen Einstellung, wie sie sich in der alltäglichen Erfahrung dem handelnden Menschen darbietet“ zu gelangen. Das Überwinden wird Epochè genannt und führt zu einem vorurteilsfreien und naiven Hinnehmen und Erfassen der Dinge, die in der Lebenswelt erlebt werden (vgl. LAMNEK 2005, 50).

2.2.4.4. Lebenswelt

Der Begriff „Lebenswelt“ wird in vielen Disziplinen verwendet, muss jedoch der Logik und Sprache der jeweiligen Aussagen modifiziert werden. Im Falle der soziologischen Phänomenologie geschieht dies, indem Lebenswelten zwar aus Individuen bestehen, das untersuchte Subjekt aber das Kollektiv ist, und Individuen nur Platzhalter dieses Verbundes darstellen. Die Lebenswelt selbst kann als eine für das Individuum vorgegebene Welt definiert werden, und besteht aus Artefakten, Rollen und Institutionen, sozialen Milieus und dergleichen. Sie ist zwar in vielfältiger Weise und unterschiedlichen Ausformungen präsent, jedoch gibt es auch die Möglichkeit, sie für alle gültig in ihrer Konstitution zu analysieren (vgl. BÜHL 2002, 28). Für Bühl ist das Entscheidende, dass daher das Subjekt als konstituierendes Wesen nicht relevant ist, sondern nur den kulturell vorgegebenen Sinndeutungen folgt. Die Übernahme dieser Sinnzuweisungen erfolgt unreflektiert. Auch das Verstehen von Anderen erscheint für das Subjekt nicht prozesshaft, vielmehr selbstverständlich, es geschieht einfach (vgl. ebd., 22). Bühl führt das auf die Wahrnehmung der „Anderen“ zurück, die nicht personell sondern funktionalistisch abläuft – Andere werden – oder besser sind – Funktionsträger einer Lebenswelt, die als solche nicht hinterfragt wird. Dies geschieht generalisierend, sodass kaum jemand in der Lage ist, ein Gegenüber zu individualisieren. Wenn Individuen demnach nur Funktionsvollzieher sind, so verschwindet scheinbar automatisch das Subjekt. Tatsächlich ist aber das Kollektivum das Subjekt, das in weiterer Folge für Bühl nur den Schluss zulässt, dass es keine einmaligen Menschen, sondern nur Typen gebe – zu Ende gedacht überhaupt nur einen Typus – den Alltagsmenschen. Wenn dieser Erkenntnisschritt akzeptiert wird, so kann nur die typifikatorische Methode als Erkenntnismethode gelten.

2.2.4.5. Wesensschau und Lebensweltanalyse

Diese Typisierung, beziehungsweise das Bewusstmachen und Zurücklassen dieser Einteilung, ist aber nur der erste Schritt zu einer wissenschaftlichen Analyse. Das Ziel lautet eben nicht in rein deskriptiver Weise die Lebenswelt als Summe der alltagsweltlichen Typisierungen wiederzugeben, sondern zu Konstruktionen zweiter Ordnung, das heißt „[...] kontrollierte, methodisch überprüfte und überprüfbare, verstehende Rekonstruktionen der Konstruktionen „erster Ordnung“[...]“ zu generieren. Diese Konstruktionen zweiter Ordnung beinhalten zwar jene der ersten Ordnung, schließen jedoch an diese an und versuchen deren Relationen unter Einhaltung von wissenschaftlichen Regeln sichtbar zu machen. Diese handlungsweisenden Konstruktionen wiederum sollen nicht zum Selbstzweck benannt werden, sondern den Handlungsspielraum überhaupt erst aufzeigen. Geht man von diesem Standpunkt aus, so stellt sich die Frage nach der Intentionalität des Menschen. Ist der Mensch nämlich ausschließlich Funktionsträger, so ist diese Frage für Walter L. Bühl erst in der Abweichung des Individuums von dem ihm zugedachten Platz in der Ordnung wichtig. Fruchtbar könne die phänomenologische Soziologie nur dann sein, wenn Lebensweltanalyse und phänomenologische Reduktion aufeinander treffen. Je nach Fragestellung können dann subjektive Sinnkonstitution im Individuum (Pico-Soziologie), die konstitutive Intersubjektivität zwischen den Individuen (Mikro-Soziologie), sowie die transsubjektive Gemeinschaftsbindung im großen historischen Kontext (Makro-Soziologie) nachvollzogen werden (vgl. BÜHL 2002, 28).

2.2.5. Fazit der Phänomenologie und Ausblick

Um sich nicht allein in der Darstellung der Phänomenologie zu verlieren, soll an dieser Stelle den bisherigen Ausführungen ein Resümee folgen, und die darauf folgenden Kapitel über den Symbolischen Interaktionismus und mit Verweisen auf die Ethnomethodologie in eine kausale Beziehung setzen. Dies führt in weiterer Folge dazu, sich mit dem Thema „Politisches Engagement bei Jugendlichen“ konkret und fundiert auseinanderzusetzen. Die kurze Beschreibung von beiden Richtungen soll vor allem die Eignung für das Forschungsvorhaben aufzeigen, beziehungsweise die Wahl einer Theorie rechtfertigen.

Wichtig erscheint zunächst noch einmal hervorzuheben, dass in der Phänomenologie das Fundament der folgenden Theorierichtungen zu sehen ist. Siegfried Lamnek umschreibt das

Ansinnen der Phänomenologie damit, „[...] im Gegensatz zu den positiven Wissenschaften [...]“ eine „[...] absolut sichere Grundlage für sämtliche Wissenschaften sein.“ zu wollen. Daher hört die Erfassung von zum Beispiel sozialen Prozessen nicht bei der Beobachtung auf, sondern bezieht einerseits Bewusstseinsgegebenheiten ein und reduziert dabei andererseits jegliche präskriptive Deutungsmuster auf Seiten der ForscherInnen (vgl. LAMNEK 2005, 49). Mit der Auseinandersetzung und Reduktion von theoretischer Welt und der natürlichen Einstellung aus der Lebenswelt tritt das Wesen des Untersuchten in seiner reinen, phänomenologischen Form hervor. Im letzten Schritt der Analyse, der eideetischen Reduktion, soll durch eine möglichst freie Variation im untersuchten Feld die Schnittmenge (das Invariante) herausgefiltert werden. Um dem Variationsgedanken Rechnung zu tragen wird hierbei auf die später folgenden Kapitel über Methodik bezüglich Feldbegrenzung, Auswahl der untersuchten Fälle, Erhebung und Auswertung verwiesen². Insgesamt soll der phänomenologische Charakter dieser Untersuchung als immanentes Kriterium wiederzufinden sein, auch wenn dieses aufgrund der Weiterentwicklung hin zum symbolischen Interaktionismus erweitert wird.

2.3. *Symbolischer Interaktionismus*

Wie bei allen sozialwissenschaftlichen Theorien gab und gibt es auch bei dieser Diskussionen über deren Nützlichkeit, Stärken und Schwächen. Um jedoch nicht in dieser Kontroverse gefangen zu sein, bedarf es zwar deren Nennung, jedoch soll für das Forschungsprojekt nur das Wesentliche herausgearbeitet werden.

Zunächst sollen analog zur Phänomenologie die allgemeinen Charakteristika genannt werden, um davon ausgehend zur Tauglichkeit des speziellen Themas Jugendliche und Engagement zu gelangen. Darüber kann wiederum Siegfried Lamnek Auskunft geben, der den symbolischen Interaktionismus als die dem qualitativen Paradigma entsprechendste Theorierichtung sieht. Die zugrundeliegende Annahme ist eine, die „[...]individuelles Verhalten und Bewusstsein aus dem sozialen Prozess heraus erklärt und diesen selbst durch Muster aufeinander bezogenen Handelns strukturiert sieht, die dem Individuum sprachlich vermittelt sind und es ihm ermöglichen, in sich selbst die Erwidern hervorzurufen, die sein Handeln im Partner hervorruft und diese Erwidern zur Kontrolle seines eigenen Verhaltens einzusetzen“ (LAMNEK 2005, 37). Die

² siehe Kapitel „6. Methodik“.

Vermittlung der Muster geschieht symbolisch, das bedeutet, zur Sinnvermittlung werden Symbole verwendet. Damit können Interaktionspartner auf Vorgänge oder Gegenstände verweisen, oder darauf reagieren. Trotz der jeweils vorherrschenden Variation ein und desselben Symbols gibt es überindividuelle Bedeutungen, die im allgemeinen der Gesellschaft zugeschrieben werden, und auch Gültigkeit für alle Mitglieder haben. Der symbolische Interaktionismus sieht nun die Aufgabe darin, diese Bedeutungen zu explizieren, und den Einfluss der symbolischen Bedeutungen auf die soziale Interaktion in die Interpretation miteinzubeziehen. Symbole stehen allerdings nicht nur idealtypisch für sich selbst, sondern sind meist Teil ganzer Symbolsysteme. Das unmittelbarste und bedeutendste dieser Systeme ist die Sprache. Symbolische Interaktion ist zusammengefasst ein „[...] wechselseitiges, aufeinander bezogenes Verhalten von Personen und Gruppen unter Verwendung gemeinsamer Symbole, wobei eine Ausrichtung an den Erwartungen der Handlungspartner aneinander erfolgt“ (LAMNEK 2005, 38). Nichtsymbolische Interaktion dagegen wäre demnach eine, die zwar ebenfalls aufeinander bezogen erfolgt, jedoch reflexartig und ohne gemeinsames Symbolsystem erfolgt.

Zur Anwendung gelangt diese Theorie laut Lamnek bei Untersuchungen menschlichen Handelns, in denen subjektive Ebenen der Interpretation des oder der Akteure in konkreten Situationen miteinbezogen wird. Wie in der Phänomenologie ist es daher nicht ratsam allzu stark an vorgefassten Meinungen, Hypothesen und anderer Konstrukte festzuhalten, sondern das Emergenzprinzip gelten zu lassen. Daher sollten Bildung und Validität von Hypothesen synchron einher gehen und im Laufe des Erhebungs- und Interpretationsprozesses offen gehalten werden. Ein Wechselspiel aus Wissenschafts- und Alltagsverstand soll dazu führen, dass die Erfassung der Wirklichkeit zwar dem Feld entsprechend abläuft, jedoch gleichzeitig einer verzerrten Wahrnehmung zuvorkommt. Der Grundgedanke spiegelt sich auch in der Wahl der Erhebungs- und Interpretationsmittel wider, da jegliche ethisch vertretbare Methoden erlaubt sind, solange sie die subjektive Ebene der Interpretation der Akteure betreffend, eine bestimmte Situation mit einbeziehen. Schlussendlich befasst sich dieser Zugang mit dem „Wie“ und „Wozu“ eines Sachverhaltes, im Unterschied zur historisch vergleichenden Charakteristik anderer soziologischen Theorien, die dem „Warum“ nachgehen. Es liegen demnach die Strukturen eines bestimmten Zeitpunktes im Zentrum des Interesses, weniger die zurückliegenden Ursachen (LAMNEK 2005, 40-41).

2.3.1. Fazit des Symbolischen Interaktionismus und Ausblick

Um die Verbindung dieses handlungstheoretischen Überblicks bestehend aus Phänomenologie und symbolischem Interaktionismus für das Thema „Jugendliche und Engagement“ herzustellen, werden ab nun nicht mehr die Erkenntnisse der Theorierichtungen getrennt behandelt, sondern direkt auf den Gegenstand der Untersuchung im Sinne dieses Paradigmas übergeleitet. Es erscheint sinnvoll, die Jugend zu definieren und die Beschreibung der Basistheorie bei der Entwicklung der konkreten Forschungsfragen im methodischen Teil dieser Arbeit wieder miteinzubeziehen.

3. Jugendliche

3.1. Was sind Jugendliche?

In diesem Abschnitt wird versucht, das Forschungsobjekt soweit zu definieren, dass sich in weiterer Folge sowohl das untersuchte Feld abgrenzen, aber auch die Besonderheiten dieses Lebensabschnittes jedes Menschen beschreiben lässt.

3.1.1. Alltagssprachliche Bedeutung

Alltagssprachlich ist das Jugendalter wohl am besten definierbar, nämlich indem was einen Menschen zu einem Jugendlichen macht, und indem was er nicht mehr oder noch nicht ist: Nicht mehr Kind und noch nicht erwachsen. Trotz dieses recht eindeutigen Befundes kann ad hoc noch keine Begrenzung dieser Lebensphase in Jahren angegeben werden. Die Grenzen sind schwimmend, eindeutige Parameter lassen sich daher nicht festlegen. Deutlich wird dies zum Beispiel aufgrund unterschiedlicher Altersgrenzen in Alltagsauffassung und auch funktionalen Subsystemen in postindustriellen Gesellschaften westlichen Zuschnitts. Dies zu betonen ist insofern wichtig, da in traditionellen Gesellschaften vergleichbar weniger systembedingte Mechanismen Einfluss üben, und somit eindeutigere Übergänge zwischen Lebensphasen benennbar sind. Soziale Systeme, in denen Initiationsriten diese Funktion übernehmen, kennen keine divergierende Definitionen des Übertritts ins Erwachsenenalter, haben somit starre Grenzen und auch keine Übergangsphase. Ebenfalls fallen Fremd- und Selbstdefinition mit diesem Übertritt

punktgenau zusammen, sodass etwa keine Wahrnehmungsunterschiede zu erwarten sind.

Anders ist dies wie bereits erwähnt im Kontext des „westlichen“ Kulturkreises zu sehen. Lebensstile sind etwa gewissen Altersgruppen zuzuordnen, daran anschließend jedoch eindeutige Kategorien zu bilden, fällt jedoch schon allein anhand des Unterschiedes zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung schwer um diese in ein eindeutiges Schema zu pressen. Rechtliche Volljährigkeit etwa ist mit dem vollendeten 18. Lebensjahr erreicht (wenn auch mit einigen Einschränkungen), jedoch würde kaum jemand daran denken, damit automatisch andere oder sich selbst nicht mehr als jugendlich zu definieren. So ist es einleuchtend, dass das jeweils relevante Bezugssystem Normen vorgibt, was als Jugend zu definieren ist. Soviel dazu, um hervorzuheben, dass die soziologische Definition jene sein muss, mit der sich Personen im zu beschreibenden Feld generalisierend am ehesten auch selbst definieren würden, und gleichzeitig auch von außen als derart anerkannt würden.

3.1.2. Soziologische Definition

Die Definition des eigenen Untersuchungsgegenstands bildet für jede Wissenschaft eine Grundlage, besonders in den so genannten Bindestrich-Soziologien. Jugendsoziologie etwa stellt sich der bereits angerissenen Probleme der Jugenderfassung. Daher sollen die westlichsten Übereinkünfte in dieser Disziplin kurz erläutert werden.

Zunächst soll die Frage nach einer ungefähren Eingrenzung in Lebensjahren versucht werden, um die für die Feldarbeit wichtige Definition von Jugendlichen vorzunehmen. Ulrich Beer nennt den Jugendbegriff in fünf Bedeutungszusammenhängen (BEER 1963, 41ff.):

- Jugendzeit: zeitgeschichtlich, Abschnitt einer Biographie
- Jugendalter: biologisch-psychologisch, Zeit zwischen Eintritt in die Pubertät und Reife.
- Jugendlichkeit: Idealisierung, Leitbild, abstraktes Konstrukt
- Jugendlicheneigenschaft: juristisch, bis 14 Kind, 14-18 Lebensjahre= Jugendlicher, 18-21 Heranwachsender, Basis: Reife und Verantwortungsübernahme
- Junge Generation: soziologisch, Altersgruppe oder Entwicklungsstufe, nicht metrisch festgelegt, nach unten begrenzt durch mehrere Faktoren wie Pubertät, Familienaustritt,

nach oben hin durch volle soziale Verantwortlichkeit sowie Heim- und Familiengründung

Zu beachten gilt es, dass diese Unterscheidung keineswegs die einzig gültige darstellt, und auch nicht der Anspruch erhoben wird, eine detaillierte Übersicht soziologischer Jugendkonstruktionen zu geben. Wichtiger ist es hervorzuheben, dass es sich um empirisch zu bewährende Konzepte handeln muss um feldadäquate Aussagen treffen zu können.

Damit stimmt die alltagssprachliche Vielfalt des Jugendbegriffs mit jener der eben genannten Wissenschaften, beziehungsweise Bezugssystemen überein. Für eine soziologische Analyse eignet sich der Generationenbegriff besonders gut, da er auf die verschiedenen Relevanzsysteme (Recht, Bildung, Familie, Arbeit, soziale Rolle, Reproduktion, usw.) der Jugendkonstruktion Rücksicht nimmt. Nicht viel anders typisiert Bernhard Schäfers die verschiedenen Jugenddefinitionen, und stellt darüber hinaus fest, dass das Ende der Jugendphase wesentlich schwieriger zu bestimmen sei, als deren Beginn. Lange Zeit galt die Übereinkunft, dass „[...]die Jugendphase dann als abgeschlossen gelten kann, wenn ein Individuum seine persönliche und soziale Identität gefunden hat.“ (SCHÄFERS 1994, 29-30) Diese Auffassung des Begriffs kollidiert nach Bernhard Schäfers jedoch mit der empirisch gesicherten Feststellung der verlängerten Jugend bis weit über das Erreichen der dritten Lebensdekade aufgrund immer früher einsetzender aktiver Sexualität, bei gleichzeitig längerer Ausbildungszeit, und damit verbundener ökonomischer Abhängigkeit beziehungsweise späterem Berufseinstieg. Aus der ehemals kurzen Übergangsphase wurde demnach ein langer, jedoch keineswegs bruchfreier Lebensabschnitt. Bedingt durch den langen Zeitraum einerseits und den verschiedenen Teilgebieten des Reifungsprozesses hin zum Erwachsenen andererseits, kann auch von „Teilreifen“ (ebd., 31) gesprochen werden. Ein beispielhafter Typus von Jugendlichen sind etwa jugendliche Eltern, die zwar ökonomisch und im Extremfall auch rechtlich von Erwachsenen abhängig sind, jedoch andererseits bereits biologische wie soziale Reproduktion ausüben.

Die Betrachtung der Jugend als reine Übergangsphase im Unterschied zum „voll anerkannten Erwachsenen, der über eine unbestrittene Reife verfügt, führt laut Bernhard Schäfers zu problematischen Umständen. Einerseits werde dadurch der Reifeprozess mit den damit verbunden offenen Verhaltensweisen als zu überwindendes Defizit deklariert, und andererseits wird dem Erwachsenenstatus eine vollständige Reife attestiert, die man einmal erreicht, lebenslang besitzt.

(vgl. ebd., 32)

Mit dieser Definition allein wird demnach nicht nur Jugend unzureichend erklärt, sondern auch der Status der Erwachsenen unsicher. Daher müssen im folgenden zur Unterscheidung zusätzliche Begriffe eingeführt werden (vgl. ebd., 32).

3.1.2.1. Generation

In der Soziologie ist von einer Generation die Rede, wenn sich eine Vielzahl an Individuen eines großen Sozialsystems verbunden durch Werte, Einstellungen und dergleichen deutlich von älteren und jüngeren Altersgruppen unterscheiden. Diese Definition muss sich nicht mit dem Generationenbegriff der Biologie decken.

3.1.2.2. Kohorte

Als Kohorte wird eine Personengruppe bezeichnet, die zeitliche Gemeinsamkeiten aufweist. Derartige Ereignisse können der Zeitpunkt der Geburt, Schuleintritt, usw. sein. Ist durch den Beginn einer Beobachtung eine spezifische Kohorte definiert, bleibt sie als solche erhalten, auch wenn die Zahl der Beteiligten im Laufe der Zeit (Mobilität, Tod, Ausscheiden aus der Grundgesamtheit) geringer wird.

3.1.2.3. Peers

Die Gruppe der Gleichaltrigen von Kindern und Jugendlichen, die auch Clique genannt wird. Diese Gruppe spielt in der so genannten Sekundärsozialisation eine wichtige Rolle. Zusammen mit dem Generationenbegriff ist der Einbezug dieser Gruppe für das Forschungsziel dieser Arbeit von entscheidender Bedeutung. Es wird im folgenden darum gehen die sekundäre Sozialisierungsphase zu beschreiben, wodurch automatisch die Rolle der Peer-Gruppe geklärt wird.

3.2. Anforderungen an soziologische Jugendtheorien

Bernhard Schäfers erstellt in einer kurzen Aufstellung der klärungsbedürftigen Tatbestände eine Art Leistungskatalog von soziologischen Jugendtheorien. Ziel ist es, wie bei allen Theorien, ein „[...] zusammenhängendes, widerspruchsfreies Aussagesystem über einzelne Aspekte der Wirklichkeit[...]“ (SCHÄFERS 1994, 20f.) zu bilden. Fragen können und sollen ihm zufolge etwa

sein:

- Welche Merkmale lassen ein eigenständiges Forschungsobjekt „Jugend“ zu?
- Beschaffenheit des Objektes „Jugend“.
- historischer Kontext zur Erklärung der aktuellen Beschaffenheit der Jugend.
- Typische Zusammenhänge von Jugend und gesellschaftlichen Prozessen (funktionale Teilsysteme wie Recht, Bildung, Freizeit, Politik, usw.)
- Interaktions- und Kommunikationsprozesse mikrosoziologisch erklären (Jugendliche untereinander, oder auch mit Familie, Beruf, Öffentlichkeit, usw.) und in makrosoziologische Relation setzen.

3.3. Eigenschaften des jugendlichen Lebensabschnitts

Bevor auf die heutige Jugend und ihre gesellschaftliche Partizipation eingegangen werden kann, soll zunächst festgestellt werden, was diesen Lebensabschnitt in der Biographie eines Menschen ausmacht, welche Funktionen zur Reifung hergestellt werden und wie dieser Prozess vor sich geht: Handelt es sich bei der Sekundärsozialisation um einen aktiven oder passiven Prozess? Kurz gesagt, sowohl als auch. Um die Übersichtlichkeit zu wahren werden wiederum Begriffe erklärt und mit dem Arbeitsthema in Verbindung gebracht.

3.3.1. Sozialisation

Auch in der soziologisch diagnostizierten derzeitigen Tendenz des umfassenden Wertewandels, der Differenzierung, Entideologisierung, und vielem mehr, hat sich bezüglich des Sozialisationsbegriffs seit der Definition Durkheims wenig verändert. Er spricht von der „Vergesellschaftung des Menschen“ und beinhaltet die „unmittelbare Auseinandersetzung des Individuums mit Werten, Verhaltens- und Rollenerwartungen“, wenn auch nicht mehr in der klaren Form eindeutiger Pfade wie in früheren Zeiten. Vielmehr steht dem Individuum nun eine Fülle an Optionen gegenüber, die mehr oder weniger bewusst selektiert werden können (vgl. HOFFMANN/MERKENS (Hrsg.) 2004, 7). Für das Forschungsvorhaben gilt festzuhalten, dass Jugend als ein Prozess aus sowohl primärer als auch sekundärer Sozialisation definiert ist, der aber nicht abrupt

im „Erwachsensein“ endet, da wie bereits festgestellt wurde, auch Erwachsene von weiteren Sozialisierungen beeinflusst sind. Zwar folgen die beiden Sozialisierungen zeitlich aufeinander, da die Jugendphase jedoch jenen Zeitraum umfasst an dem dieser Wechsel stattfindet, müssen beide Internalisierungsprozesse beschrieben werden.

3.3.1.1. Primäre Sozialisation

Das Kindesalter ist von der primären Sozialisation geprägt. Gesellschaft ist im Sinne Bergers und Luckmanns sowohl objektive wie auch subjektive Wirklichkeit, wobei die drei Komponenten des dialektischen Prozesses der Vergesellschaftung (Externalisierung – Objektivierung – Internalisierung) simultan geschehen (vgl. BERGER/LUCKMANN 2003, 139ff.). In der Gesellschaft zu sein heißt demnach für das Individuum an allen drei Teilen teilzuhaben. Der Mensch ist bei der Geburt noch kein Teil des Sozialsystems und muss daher in dieses eingeführt werden. Dies geschieht zuallererst über Internalisierung, das heißt unmittelbares Erfassen und Auslegen von objektiven Vorgängen und Ereignissen, denen Sinnvermittlung innewohnt. Der Einzelne übernimmt seine objektivierte Welt da sie schon vor ihm existiert und andere darin leben und handeln. Diese Übernahme geschieht mittels ständiger wechselseitiger Fremd- und Eigendeutung mehrerer Menschen. Die reziproke Identifikation geht zeitlich begrenzt mehr oder weniger lange vor sich. Der ontogenetische Prozess, also die Entwicklung des Individuums in der gegebenen Gesellschaftsstruktur, der dies bewirkt ist die Sozialisation. Primäre oder kindliche Sozialisation beginnt beim „leeren Papier“ und ist verglichen mit der sekundären die wichtigere von beiden. Die sekundäre Sozialisation erfolgt später, muss zur ersten passen und hat weniger Einfluss als die erste. In der ersten Phase sind dem Individuum die so genannten „signifikanten Anderen“ auferlegt und bewirken diese Sozialisation. Diese sind im allgemeinen Eltern oder andere Erziehungsberechtigte, typischerweise also die moderne Kernfamilie. Ihre Bestimmungen sind als objektive Wirklichkeit gesetzt. Dazu gehört nicht nur kognitives Lernen, sondern auch Gefühlsvermittlungen und -bindungen wodurch Identifikation geschieht. Diese Identifikation ist die Grundvoraussetzung für Internalisierung. Die sich daraus bildende Identität ist demnach objektiv als Ort in einer bestimmten Welt gegeben. Rollenerwartungen und -übernahmen, die dadurch vermittelt und angeeignet werden, sind nun Teil des sozialisierten Menschen. Es gilt dabei allerdings zu vermeiden, dass dieser Prozess streng einseitig vor sich geht, sondern immer im dialektischen Wechselspiel aus fremdbestimmter Identifizierung einerseits und subjektiv

erworbener Identität (vgl. BERGER/LUCKMANN 2003, 142). Die Sozialwelt, die sich hinter den zugewiesenen Verweisen auf eine Identität verbirgt, wird synchron übernommen. So findet das Individuum seinen Platz in dieser Welt und führt des weiteren zu einer zunehmenden Loslösung von den Einstellungen und Erwartungen spezieller Anderer. Stattdessen vollzieht sich eine Konfrontation mit den Einstellungen und Rollen der Allgemeinheit.

Einzelfälle werden schrittweise durch Erfahrungen ausgeweitet und als weitreichend gültige Norm interpretiert, und dem entsprechend danach gehandelt. Abstrahierte signifikante Andere werden in weiterer Folge generalisierte Andere genannt. („Man – ich als Teil einer Allgemeinheit – macht dieses oder jenes nicht“) Das Kind identifiziert sich nicht nur mit konkreten, sondern auch mit generalisierten Anderen – was in weiterer Folge als die Gesellschaft bezeichnet wird. Nur dadurch gewinnt es seine gefestigte, dauerhafte Selbstidentifikation. Das subjektive Leben ist aber nicht nur gesellschaftlich bedingt. Die Identifikation ist in der primären Sozialisation noch unproblematisch, da es keinen großen Handlungsspielraum gibt, und dem Individuum fast alles auferlegt ist. Die primäre Sozialisation endet da, wo das generalisierte Andere in ihm angekommen ist, und das Individuum nützlicher Teil der Gesellschaft geworden ist. Gleichzeitig internalisiert das Individuum immer mehr Teile aus und zu der objektiven Wirklichkeit.

3.3.1.2. Sekundäre Sozialisation

Diese erfolgt bei einem bereits primärsozialisierten Menschen und bezweckt die Integration von isolierten Wissensständen aus den verschiedensten relevanten Teilbereichen der sozialen Welt. Im Unterschied zur primären Sozialisation bleibt dabei eine persönliche Gefühlsbildung aus. Während im primären Prozess vor allem die Familie als Vermittler der Welt auftritt, werden später die signifikanten Anderen als Agenten von Institutionen gesehen (z.B. Lehrer für die Institution Schule) und sind als Person austauschbar. Dadurch ist auch der subjektive Sinn in der 2. Sozialisierung viel flüchtiger und leichter zu zerstören. Es gibt also im Menschen eine Distanz zwischen seinem Selbst und seinem Teilselbst, das er in Rollen verwirklicht. So ist es etwa möglich, sich selbst als arbeitender Mensch in die Freizeit zu begeben, und nun in Rollen wie Mutter, Freundin, Konsumentin zu wechseln. Die Arbeit wird umgangssprachlich also nicht mit nach Hause genommen. Verglichen mit jener Wirklichkeit der Kindheit sind alle folgenden künstlich konnotiert und müssen erst durch pädagogische Mittel vertraut gemacht werden. Die vielen Subwelten besitzen demnach ihre eigenen Wirklichkeiten, inklusive des darin nötigen

Spezialwissens, das kognitiver, affektiver und normativer Natur sein kann. Neben dem Wissen, das zur Übernahme von Rollen befähigt, gehört aber auch das dazugehörige Vokabular sowie die Verwendung von speziellen Symbolen und Ritualen.

Ein großes Problem ergibt sich aus der Tendenz, dass bereits internalisierte Wirklichkeit nicht ohne weiteres ersetzt werden kann, da diese dazu neigt beständig zu sein. Dadurch kollidiert die Anforderung an das Individuum, sich neuen Sozialisationen nicht zu verschließen, mit der bereits vorhandenen Wirklichkeit. Zusätzlich kommt es mit der fortschreitenden Arbeitsteilung zu immer mehr differenzierten Rollen, die ebensolche definierte Lernreihenfolgen voraussetzen. Ein weiterer großer Unterschied zur primären Sozialisation besteht in der weit weniger starken oder gänzlich fehlenden Gefühlsbindung. Diese bedarf nur so großer Intensität wie es zwischen allen beliebigen Individuen in der jeweiligen Situation zum erfolgreichen Handeln notwendig ist. Mit dem Einbeziehen sekundärer Wirklichkeiten ergeben sich auch erzwungenermaßen Krisen in der Bewältigung. So wird etwa die bisher einzige und vollständig gekannte Wirklichkeit aus der primären Sozialisation als solche infrage gestellt, das Individuum ist nun im Stande, diese im gesamtgesellschaftlichen Kontext einzuordnen und als eine von vielen wahrzunehmen. Die Träger, oder auch Funktionäre der sekundären Sozialisation sind auch für das Individuum als solche ersichtlich, es bedarf also keiner Gefühlsbindung oder der Akzeptanz als signifikantem Anderen. Dadurch ist der anonyme, personenungebundene Charakter der Funktion erklärt, der sich in der Anonymität und Flüchtigkeit der Auseinandersetzung widerspiegelt. Die Konsequenz daraus lautet, dass der Mensch zwischen seinem Selbst und das Teilselbst der jeweils übernommenen Rollensituation in Distanz treten kann, beziehungsweise das Teilselbst nach dem neuerlichen Rollenwechsel zurücklassen kann. Dieses Distanzieren und Verbergen seines primären Selbst ist eine Technik, die auf dem Weg zum Erwachsenwerden beherrscht werden muss. Weiters erreichen sekundärsozialisierte Wirklichkeiten nie die Selbstverständlichkeit und Vertrautheit der primären. So ist auch ersichtlich, warum diese keinen unausweichlichen und zwingenden Charakter aufweisen. Die Identifikation mit sekundären Sozialisierungen ist demnach geringer, allerdings in manchen Fällen notwendig für die erfolgreiche Rollenübernahme. Sofern dies von der Institutionen als wichtig erachtet wird, wenden diese eine Art Initiationsritus an um die betreffende Person stärker affektiv zu binden. Der extremste Fall dazu wäre etwa die Selbstaufopferung für eine Organisation, im weitaus größerer Zahl ist die Form der Hingabe und des Engagements zu

erwarten.

3.3.1.3. Bewahrung und Verwandlung subjektiver Wirklichkeit

Peter L. Berger und Thomas Luckmann geben ebenfalls Auskunft darüber, wie die nun erworbenen Wirklichkeiten miteinander konkurrieren, und wie es sich mit dem Bewahren der primären Sozialisierungen verhält (vgl. BERGER/LUCKMANN 2003, 157ff.). Die sekundäre Sozialisation ist auch bei Erwachsenen niemals abgeschlossen, weshalb es Räume und Techniken geben muss um die Wahrung der subjektiven Wirklichkeit zu ermöglichen. Dies ist für das Überleben einer Gesellschaft notwendig. Es gibt zwei Mechanismen der subjektiven Wirklichkeitssicherung: Routine und Bewältigung von Krisen. Auch in völlig unbekannten Orten kann man sich an den so genannten sonstigen Anderen orientieren und sich somit seiner Wirklichkeit sicher sein. Die Autoren sprechen hierbei von den „routinisierten Alltagshandlungen“. Die signifikanten Anderen sind die „Stars der Wirklichkeitssicherung“. Das notwendigste Vehikel der Wirklichkeitserhaltung ist die Unterhaltung. Ohne Bezug zu signifikanten Anderen kann die Wirklichkeit nicht aufrecht erhalten werden. Genauso wenig wie ein Mensch völlig durch gesellschaftliche Prozesse transformiert werden kann, so kann er niemals vollständig sozialisiert werden.

Verwandlungen sind jene Brüche in der Wirklichkeit, die vom Subjekt als natürlich und total erachtet werden, und einer Sozialisierung ähnlich der Primärsozialisierung beschaffen sind. (Resozialisierung z.B. Religiöses Konvertieren) Grundvoraussetzung ist eine Legitimationsordnung des ganzen Prozesses und eine ganze Neuinterpretation des Sinnes, Therapie zum Beispiel mit Abschottung und physischer Trennung der alten signifikanten Anderen.

3.4. Jugend als soziale Gruppe in der Moderne

Dieses Kapitel befasst sich mit der besonderen Konstitution von Jugend im Sinne Friedrich H. Tenbrucks, der mit seinem Werk „Jugend und Gesellschaft“ nach inneren Gegebenheiten und äußeren Einflüssen sucht, und diese auch systematisch festmacht. Sein Ziel ist es, ein grundsätzliches Verständnis für deren Eigenarten zu erzeugen. Um die Beschaffenheit der modernen Jugend analysieren zu können, kommt auch dieser Autor nicht um einen Vergleich mit der historischen Situation dieser Lebensphase herum (vgl. FRIEDEBURG 1971, 87f.).

- So kann die ausgedehnte Jugendzeit als soziale Tatsache definiert werden. Diese habe sich

zumindest bis zum 25. Lebensjahr verlängert, in manchen Fällen und Perspektiven auch darüber hinaus. Als unteres Ende dieser Lebensphase sei etwa das 13. bis 14. Lebensjahr zu nennen, das sich ebenfalls durch eine Art Sogwirkung weiter nach unten verschieben könne. Diese für einen Umbruch fast schon zu lange dauernde Phase zeichne sich nicht nur durch eine frühere psychische, sondern auch physische Komponente der Veränderung aus. Akzeleration (früheres Einsetzen des Veränderungsprozesses verglichen mit früheren Generationen) und längere Dauer der Veränderungen sind Tenbruck zufolge die Ursachen für die länger werdende Jugendspanne.

- „Unstetigkeit, Impulsivität und Unsicherheit“ gelten als typisch jugendliche Attribute, die verglichen mit früheren Generationen jedoch nicht mehr fallweise auftreten, sondern vielmehr immanent vorherrschen würden und zu einer Radikalisierung jugendlichen Verhaltens geführt hätten. „Labilität und Gestaltlosigkeit sind Kennzeichen des normalen jugendlichen Verhaltens geworden“ (FRIEDEBURG 1971, 87), und sind in den kulturellen Ausdrucksformen wie Musik, Tanz, Sprache usw. empirisch feststellbar. Dazu habe sich ein Erlebnisdrang gesellt, der mittels Unterhaltung, Freizeit und des Umgangs versuche, das Leben als stetige Abfolge von Erlebnissen zu verbringen. Eine gelegentliche Befassung mit ernsten Belangen oder des Wirkenlassens erwiesen sich unter dem Primat der unruhigen Erlebnissuche dadurch nur als „[...]instrumentales Paktieren mit den Gegebenheiten“ (FRIEDEBURG 1971, 88). Dadurch gelinge eine individuelle und soziale Entwicklung des Individuums - und das wäre die eigentliche Aufgabe der Jugendphase - nur spärlich oder gar nicht
- Jugend kann und sollte auch als soziale Gruppe definiert werden. Unterscheidet sich eine solche Gruppe bewusst oder unbewusst von der restlichen Gesellschaft, so kann laut Tenbruck von einer Teilkultur gesprochen werden. Diese Unterscheidung soll jedoch nicht als vollständige Absonderung verstanden werden, da sich auch Teilkulturen innerhalb der Gesellschaft zumindest teilweise integrieren und identifizieren. Die Segregation kann aktiv oder passiv erfolgen. Aktive Anstrengungen sind etwa jene, die in funktionalen Teilsystemen der Gesellschaft (Politik, Religion, Wirtschaft, Bildung,...) nach Anerkennung bewirken sollen. Passive Segregation, das heißt erzwungene Distanz, ist durch Ablehnung festzumachen. Die Verbindung, beziehungsweise die Identifikation mit der Gesamtgesellschaft erfolgt nur indirekt, und zwar über die Gruppe, derer sich die Mitglieder primär verbunden und verpflichtet fühlen. Der Grad an Selbstorganisation und

Selbstkontrolle hat sich mit der zunehmenden Herausbildung dieser Teilkultur ebenfalls erhöht, Ausformungen und Normen in ihrer Eigenständigkeit dadurch verdichtet. Die Unterschiede zur Erwachsenenwelt haben sich nicht in ihrer Quantität erhöht, sondern die Orientierung an dieser ist gesunken. Die Verteidigung des jugendlichen Lebensstils ist als subversives Mittel des versteckten Auslebens nicht mehr notwendig, sondern stattdessen Ausdruck eines selbstbewussten Benutzens der Gesamtgesellschaft zum eigenen Zweck. Dies kommt laut Tenbruck in der eigenen Mode, Moral, Literatur, Musik und Sprache zum Vorschein.

- Der Hang der Gesamtgesellschaft zum Puerilismus bezüglich Wünschen, Symbolen und Realitäten stellt den nächsten wichtigen Punkt in Tenbrucks Ausführungen dar. So genannte Juvenile orientieren sich an der Teilkultur der Jugendlichen bei steigender Akzeptanz, ja sogar Prestigeerhöhung. Im Wirtschaftsleben, aber auch politischer Propaganda, Freizeitverhalten usw. tritt ein zunehmender Spielcharakter hervor. Diese Orientierung befördert die Teilkultur der Jugend zu einer führenden Position oder Leitbild für Erwachsene. Diese „[...]zu verstehen und mit ihr Schritt zu halten, sich ihr anzupassen, wird normales Bemühen“ (FRIEDEBURG 1971, 89). Damit hat die Jugend die Führung einer Teilkultur inne, die sogar dominant auf die gesamte Gesellschaft wirkt. Altersbezogene Leitbilder werden durch die jugendliche Idealform verdrängt.
- Moderne Jugenden sind im internationalen Vergleich zwischen den westlichen Industrieländern sehr ähnlich. Die zugrunde liegenden gleichartigen Haltungen der einzelnen Jugenden erklären sich dadurch, dass in den Gesellschaften die gleichen Lebensbedingungen vorherrschen, und damit ähnliche Kräfte auf diese einwirken. Differenzierende Bedingungen wie Nationalitäten haben hierbei das Nachsehen, sodass von der Tendenz des einheitlichen Typs von Jugendlichen gesprochen werden kann.

Dass die Jugend oftmals nur durch die verzögerte Absorption in die Erwachsenenwelt, also mit einem Defizit wahrgenommen wird, geht für Tenbruck am Thema vorbei. Vielmehr handelt es sich dabei um eine eigene soziale Gruppe, die trotz ihrer unterschiedlichen Ausformungen durch die verbindenden Elemente wie gleichsam einwirkende Kräfte und das Bewusstsein der gemeinsamen Art sowie Überschneidungen zwischen den Gruppen als Ganzes definiert ist. So ist hierbei auch der Ort des eigenständigen jugendlichen Selbstbewusstseins und Verhaltens zu finden. Jugend ist auch deshalb eine logische Folge der Zuweisung seitens der Gesellschaft: Erst durch die festen

Beziehungen miteinander, die den Jugendlichen in einem modernen, organisierten System vorgegeben werden, kann und muss Jugend entstehen. Dadurch muss Jugend als soziale, und nicht als statische Gruppe definiert und untersucht werden. Mit der Entstehung der altershomogenen sozialen Gruppe der Jugendlichen geht eine erhöhte Distanzierung von altersheterogenen Gruppen wie Familie und Gemeinde einher. Ein erhöhter Handlungsspielraum und eine steigende Anzahl an unmittelbar kontaktierten Gruppenmitgliedern verstärkt nicht nur das Selbstbewusstsein und das Verhalten der Gruppe, sondern lässt auch ein verstärktes Auftreten der Jugend als soziales Phänomen erwarten. (vgl. FRIEDEBURG 1971, 91f.)

Ein Merkmal der sozialen Gruppe der Jugendlichen besteht des weiteren darin, verschiedene und zahlreiche Rollen innerhalb der Gruppe zu integrieren und zu tragen. Dass sich diese Rollen inklusive der damit verbundenen Erwartungen signifikant von jenen unterscheiden, die aus der Erwachsenenwelt herangetragen werden, ist zwar einleuchtend, entspricht aber nicht mehr einer zeitgemäßen Diagnose. Denn dies würde ein inneres, erwachsenes Leitbild erfordern, das Tenbruck in seiner Existenz gänzlich abspricht. Dagegen hat sich die Wichtigkeit der jugendlichen sozialen Gruppe deutlich erhöht. Die in allen modernen Gesellschaften stattfindende Verlängerung der Ausbildungszeit führt zu einem langen Zusammenbleiben der altershomogenen Gruppe und zur Tendenz, über die formalen Beziehungen hinaus zu langfristigen und stabilen Beziehungen zu werden. Dies beinhaltet eine zeitliche Dimension, nämlich den hohen Anteil in diesen Gruppen verbrachter Zeit, aber auch eine der multiplen Bezugsgruppen. Neben den unmittelbaren Freundesgruppen gesellen sich zahlreiche informelle und formelle Gruppen die von staatlichen, kommunalen, aber auch freizeitorientierte Organisationen wie etwa Sportvereinigungen getragen werden. Die vormals zur Gänze auf die Primärgruppen Familie und Freunde begrenzte Verbindung von Heranwachsenden mit einer geringen Zahl an Individuen hat sich radikal geändert. Jegliche Bildung über das Mindestmaß hinaus hat sich aufgrund seltenen Engagements seitens der Familie realisiert. Heute übernehmen sekundäre Organisationen zunehmend auch Betreuungsaufgaben. Damit geht eine weitere Distanzierung von ursprünglichen und erwachsenen Primärgruppen einher und führt zu einer Eingliederung von Jugendlichen in diese immer wichtiger werdende soziale Gruppe. Distanzherstellung, oder wie von Tenbruck sogar als Isolation bezeichnet, wird durch das Zuweisen von Primär- und Sekundärorganisation durch Zuschreibung als Jugendlischer mit den Mitteln Geboten, Verboten, Förderungen, Schulungen, Diensten, Programmen, Betreuungen, Beratungen bewirkt (vgl. FRIEDEBURG 1971, 94). Dabei sind die

ausführenden Erwachsenen selbst nicht mehr individualisierte Bezugspersonen, sondern Funktionsträger der jeweiligen einwirkenden Organisation. Der Strukturierung der Jugendgruppe werden ähnliche Mittel und Formen zugebilligt und auch realisiert, wie sie auch andere soziale Gruppen innehaben, und an einem interessenspolitischen Diskurs teilhaben. Selbst in den verbliebenen Verbindungen mit altersheterogenen Gruppen, im Großen und Ganzen mit der Kernfamilie gleichzusetzen, ist für Tenbruck ebenfalls eine umfassende Änderung zu beobachten. Der Generationencharakter der Eltern geht durch Intimisierung der Beziehungen zunehmend verloren, eine Nivellierung der Generationenunterschiede, sowie Kameraderie ist die Folge. Zusätzlich sind Eltern oftmals in der gesellschaftlichen Reichweite marginalisiert, sodass vormals Primärbezüge zu Lehrern, Vorgesetzten usw. in die Qualität sekundärer Beziehungen verlagert werden – die Konfrontation mit einem erwachsenen Spiegel nimmt ab oder verschwindet. Der Maßstab der erfolgreichen Sozialisierung wird dadurch nicht mehr über das Eingliedern in Primärgruppen, sondern in der Bewährung im gesellschaftlichen Gesamten angelegt. Distanzierung einerseits und Autonomie der altershomogenen Jugendgruppe andererseits führen zu einer starken Unabhängigkeit der Jugend an sich.

3.5. Jugend und ihr Verhältnis zur Gesellschaft

Nachdem bisher das Wesen der Jugend beschrieben wurde, sollen nun die Beziehungen und Funktionen dieser Gruppe im makrosoziologischen Kontext aufgezeigt werden. Ohne lange auf weitreichende historische Unterschiede einzugehen, genügt es hierbei festzuhalten, dass Jugend aus der Sicht der Erwachsenen immer mit kritischer Distanz beschrieben und eine bedenkliche Entwicklung des Nachwuchs attestiert wurde. Die Gemeinsamkeit der soziologischen Sicht auf die Jugend ist laut Heinz Abels folgendermaßen beschreibbar: „So unterschiedlich im einzelnen die wissenschaftlich erzeugten Jugendbilder auch immer sind, sie münden doch immer wieder in Krisendiagnosen und Erlösungsversprechen“ (SANDER/VOLLBRECHT (Hrsg.) 2000, 75).

Hierbei steht das Momentum des gesellschaftlichen Wandels und der Reproduktion im Vordergrund. Heinz Abels beschreibt die Jugend in ihrer Erneuerungsfunktion, die im allgemeinen darin besteht, Überholtes als ganzes auf die weitere Gültigkeit zu hinterfragen und nötigenfalls abzulegen, aber auch das Brauchbare konservativ weiter zu pflegen. Er spricht dabei allerdings

nicht von dieser Funktion als entscheidendes Kriterium im historischen Übergang zur Moderne, sondern von der immer wieder nötigen Reproduktion einer zu einem bestimmten Zeitpunkt aktuellen Moderne. Dabei ist weiters festzuhalten, dass die Schaffung eines „neuen Zugangs zum akkumulierten Kulturgut“ praktisch nie im Einklang oder gar bevorzugter Weise der lebenserfahrenen Erwachsenen, weder in der Art noch im Tempo des Prozesses erfolgt. Somit gilt die Jugend als unruhiger Stifter der Moderne (SANDER/VOLLBRECHT (Hrsg.) 2000, 76). Sozialer Fortschritt geschieht aber niemals durch eine Gruppe allein, sondern bedarf auch eines Gegenspielers, der als eine Art Qualitätssicherer der Transformation fungiert. Wäre dem nicht so, so müssten all jene Prozesse die von der Jugend ausgehen in einer ruckartigen, fragmentarischen und unzusammenhängenden Bewegung versanden. Der so zu bezeichnende Widerpart wird durch die Erwachsenengruppe getragen und damit der in ihr vorherrschende Erhaltungstrieb bestehender Verhältnisse. Beide Rollen, jugendliche wie erwachsene, sind demnach die Träger des gesellschaftlichen Fortschritts, während die Innovatoren aktiv an der Neuerung verhaftet sind, stehen ihnen die Konservatoren als Maßstab für das Neue gegenüber.

Da nun die Rollen festgelegt sind, kann der Autor auch nach den Erwartungen an die Rolle der Jugendlichen seitens der Mehrheitsbevölkerung, also der Erwachsenenwelt, fragen. Konsumenten jugendsoziologischer Erkenntnisse, wie es zum Beispiel Politiker sind, verwenden das Wissen um ihren Entscheidungen ein Fundament zu geben und möglicherweise Prognosen zukünftiger Entwicklungen zu erhalten. Dies ist für Heinz Abels ein Problem, das sich schon bei der Analysenerstellung darauf gründet, immer der Vorstellung einer wahren Gesellschaft zu unterliegen. Dadurch entstehen Idealbilder von und Erwartungen an Jugendliche, die in weiterer Folge zu einer selbsterfüllenden Prophezeiung führen und tatsächlich handlungsweisende Einflüsse ausüben, beziehungsweise Verhaltensweisen ändern.

3.6. Geschichtliche Entwicklung der Jugend bis heute

Gerade nach dem vorangegangenen Kapitel über das Verhältnis zwischen Jugendlichen und Gesellschaft bedarf es einer kurzen Darstellung der auf soziologischen Erkenntnissen basierenden Entwicklungsgeschichte im vergangenen Jahrhundert. Eine Erklärung dafür, dass diese Darstellung hier einsetzt ist darin zu finden, dass sich einerseits das Phänomen „Jugend“ per se

erst zu diesem Zeitpunkt entwickelte. Auch wissenschaftshistorisch kann erst hierbei von einer echten soziologischen Auseinandersetzung mit dem Thema gesprochen werden (vgl. SANDER/VOLLBRECHT (Hrsg.) 2000, 192-207).

3.6.1. 19. bis Anfang 20. Jahrhundert

Zunächst sei vorangestellt, dass sich die genannten Autoren, auf die sich dieses Kapitel beruft, nur mit der historischen Entwicklung der Jugend Deutschlands befassen. Da es in Österreich allerdings vergleichbare Prozesse gab und detailliertere Ausformungen für das Arbeitsthema von geringerem Interesse sind, besitzt diese Aufarbeitung durchaus Relevanz.

Die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts waren von einer starken Heterogenität des jugendlichen Lebensabschnitts geprägt. In diese Zeit fallen besonders tiefgreifende politische wie auch gesellschaftliche Umbrüche, die die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für das Entstehen und die Normalisierung der Jugendlichen prägten. Daher sind es auch diese wirksamen Einflüsse, auf die das Interesse der damaligen Sozialwissenschaftler fiel. Zuvor, also im 19. Jahrhundert waren derartige Problemfelder unbekannt, da ein Aufwachsen der Zöglinge ohne eine starke Einbindung in den familiären Produktionsbetrieb die Ausnahme war, und wenn vor allem gehobene Schichten betraf. In absoluten Häufigkeiten gesehen ist es daher auch augenscheinlich, dass mit Vorkenntnis der damaligen Verteilung der Schichtzugehörigkeit, ein Aufwachsen ohne die frühe Mitarbeit bei ruraler Subsistenz- aber auch städtischer Erwerbsbetrieben äußerst selten sein musste. Selbst die teilweise schon im 18. Jahrhundert eingeführte allgemeine Schulpflicht konnte dies noch nicht maßgeblich ändern, da dieses damals erstmalige Zusammenfassen in Kohorten auf wenige Jahre beschränkt blieb, und dies nichts an der Verpflichtung der Jugendlichen änderte, sich am ökonomischen Auslangen der Familie zu beteiligen. Die Schulzeit ging im allgemeinen sehr früh zu Ende und hatte zumindest den Effekt, dass sich der Beginn des vollständigen Berufseinstiegs zumindest bis zum Alter von 14 Lebensjahren verzögerte. Eine weiterführende Schulbildung war sehr selten, was sich an den historischen Bildungsverteilungen ablesen lässt. So kam es um 1905 in Preußen dazu, dass fast 94 % der Heranwachsenden die Volksschule, jedoch nur 3 % eine Oberschule und gar nur 1 % das Abitur erreichten. Es ist dabei zu beachten, dass sich dabei ein gehöriger Geschlechterunterschied auftat, und Mädchen in weitaus geringerer Anzahl in höheren Bildungseinrichtungen geschickt wurden. Zu dieser Situation gesellte sich der Umstand,

dass in diesem historischen Abschnitt auch eine starke Zunahme der weiblichen Erwerbstätigen gesellte, und den Umstand der niedrigeren Bildung bei Mädchen und Frauen insgesamt verschärfte. Um mit bereits verwendeten Begriffen zu arbeiten, kann hierbei demnach noch nicht von einer Jugendgeneration gesprochen werden. Aus den strukturellen Rahmenbedingungen heraus wäre es falsch von einem Gemeinsamkeitsbewusstsein zu sprechen, dafür gab es zu wenig verbindende und zu kurze Berührungspunkte.

Aufgrund der geringen Chancen auf höhere Bildung erklärt sich auch die damals allgemein schlechte Lage der Jugend. So waren die meisten jugendlichen Erwerbsarbeiter auf niedere Tätigkeiten beschränkt, und führte spätestens mit der Weltwirtschaftskrise um 1930 zu einer Eskalation des Problems der Jugendarbeitslosigkeit. Eine daraus erfolgende Verelendung betreffend Wohnungssituation, Ernährung und Gesundheit betraf in erster Linie Angehörige der Arbeiterklasse. Trotzdem kam es innerhalb der Jugend vor allem im bürgerlichen, vereinzelt auch in der Arbeiterschicht zu selbst initiierten Vereinszusammenkünften. Zielvorstellungen wie das Gruppengefühl, Unabhängigkeit von Erwachsenen und so weiter waren maßgebliche Motivationen für Zusammenschlüsse. Aber auch in der Arbeiterschicht gab es derartige Bestrebungen, wenn auch wesentlich stärker politisch motiviert. Insgesamt gab es ab den 1920er Jahren einen starken Trend zu selbstorganisierten Bünden der Jugend und umfasste neben beruflichen und politischen vor allem sportliche Bünde. Waren diese Sportvereinigungen zwar die quantitativ dominante Form des Jugendwesens, so heißt dies nicht, dass sich derartige Vereine nur auf sportliche Belange reduzierten, sondern ebenso andere Aktivität der Geselligkeit wegen nachgingen. Es sei bereits hier erwähnt, dass Jugendliche der 1920er und 1930er Jahre zu mehr als 70 % angaben, sich in ihrer Freizeit mit dem Lesen von Büchern, Zeitschriften und Zeitungen zu beschäftigen. Zwar gibt diese Tendenz noch wenig Aufschluss über das politische und gesellschaftliche Interesse, jedoch kann dadurch davon ausgegangen werden, dass somit zwangsläufig derartige Inhalte und Diskurse der damaligen Jugend zugänglich waren.

3.6.2. Nachkriegszeit

Im nationalsozialistischen Deutschland kam es mit seiner strikten Uniformierung und Zwangsorganisation aller Altersgruppen zu einer Zäsur in der Entwicklungsgeschichte der Jugend. Da von einer mehr oder weniger selbstbestimmten Entfaltung der Jugendphase erst wieder nach

dem Ende des zweiten Weltkrieges gesprochen werden kann, soll hier die weitere Aufarbeitung fortgesetzt werden. Auch die Tatsache, dass die Untersuchung dieser Zeit erst nachträglich durch objektive Wissenschaft betrieben werden konnte, fällt mit dieser Argumentation zusammen.

In der Nachkriegszeit herrschte durch die allgemeine Konfusion ebenfalls Diskontinuität in den jugendlichen Lebensläufen. Die zwar auch in den Biographien der Erwachsenen andauernde Unordnung schlug sich besonders in der fehlenden Normierung des Lebensabschnitts Jugend nieder. Später erfolgende Einschulung, Arbeitslosigkeit, Trennung von der Familie, und so weiter seien hierbei als Beispiele genannt. Das starke Bedürfnis nach Ordnung schlug sich ab den 1950er Jahren in einem umfassenden Normalisierungsprozess nieder. Strikte Gesetze, die die Jugend in Normen presste, gaben somit eine erwünschte Richtung des „normalen Lebens“ vor, und bewirkten das Gefühl einer gewissen Planbarkeit und Vorhersehbarkeit. Ziel dieser Bemühungen war es, kriegsbedingten Auflösungserscheinungen der jugendlichen Lebensläufe zuvorzukommen. Die daraus resultierende Entwicklung bestand zunächst im wesentlichen in einem Wiederherstellen des Zustandes vor dem Krieg, also einer signifikant unterschiedlichen Lebensphase je nach sozialer Herkunft der Jugendlichen und zusätzlich ein starker Unterschied der Bildungschancen betreffend dem Geschlecht. Insgesamt wird in der damaligen Zeit eine kurze Jugendphase diagnostiziert. Wichtige Teilreife oder konkrete Ereignisse der Biographie, wie Abschluss der Ausbildung, erste sexuelle Erfahrungen, erster eigener Wohnsitz bis zur Heirat fanden im Alter zwischen 15 und 25 Jahren statt. Bemerkenswert ist die geringe Überschneidung der genannten Ereignisse, sodass von einer strikt getrennten Abfolge oder auch Ereigniskette gesprochen werden kann. Anders stellte sich die Situation für Mädchen in den 1950ern dar. Geringere Bildung, frühere Heirat und schließlich Beendigung der Erwerbsarbeit bei der Geburt des ersten Kindes führten zu diesem Unterschied in den jugendlichen Lebensläufen. Einen ebenfalls großen Unterschied zu heutigen Verhältnissen stellt die allgemein höhere Wochenarbeitszeit in der Erwerbstätigkeit dar, die mit durchschnittlich 48 Wochenstunden angegeben wird. Die knapper bemessene Freizeit, in der zudem keine große Vielfalt an Aktivitätsmöglichkeiten zur Verfügung stand, zeigt wiederum das geringe Ausmaß an Zeit, die Jugendliche tatsächlich mit Gleichaltrigen verbrachten und daher kein einheitliches Jugendkonstrukt aufwiesen.

3.6.3. 1960er Jahre

Die Phase, die sich ab der Mitte der 1960er Jahre einstellte, und von Bernhard Schäfers mit Repolitisierung und Aktivität der Jugend charakterisiert wird, ist oftmals von den spektakulären Ereignissen des Jahres 1968 und 1969 vereinnahmt. Mit der Beschränkung auf die Studentenproteste wie sie in einigen Städten Deutschlands und Frankreichs stattfanden, wäre diese Periode allerdings besonders unter soziologischen Gesichtspunkten verkürzt dargestellt. Die in bereits erwähnte „skeptische Generation“ der 1950er Jahre, deren Benennung auf Helmut Schelsky zurückgeht, war noch stark damit beschäftigt, ihre Position auf den Trümmern des 2. Weltkrieges aufzubauen und mittels Distanz zu Ideologien, ihre unmittelbaren Lebensbedingungen in den Mittelpunkt zu rücken.

Einen gänzlich anderen Weg schlug die Jugendgeneration der späten 1960er Jahre ein. Dieser war das Anliegen fremd, die Jugendphase möglichst zu überspringen. Noch zu Beginn dieses neuen Jahrzehntes stellte Ludwig von Friedeburg der damaligen Jugend ein ähnliches Zeugnis aus, wie es Helmut Schelsky einige Jahre zuvor getan hatte. Auch dieser Autor erkannte das Angebot an die Jugend, möglichst schnell ihre vollständige Reife zu erreichen und mit dem Eintreten ins Erwachsenenalter zu vollziehen. Dass eine Mehrheit an Jugendlichen diesem Vorhaben bereitwillig nachging, hatte sich also zu jener Zeit noch nicht signifikant geändert. Wenige Jahre danach sah die Situation allerdings völlig anders aus. Im Unterschied zu den ersten Vereinen war es von Anfang an das Motiv der Protestbewegungen, institutionelle und gesamtgesellschaftliche Verhältnisse zu ändern, und rechtfertigten damit den revolutionären Charakter ihrer Ziele. Im Gegensatz zur vorangegangenen Generation versuchten die Jugendlichen nicht auf Distanz zur Erwachsenenwelt zu gehen, sondern in einem langen Prozess diese zu ändern. Dies wurde unter anderem mit Massenprotesten und Hausbesetzungen, die friedliche aber auch gewalttätige Ausdrucksformen beinhalteten, versucht. Dabei wäre es falsch, die AktivistInnen lediglich dem studentischen Umfeld zuzuordnen, denn neben diesen engagierten sich auch Schüler, Lehrlinge und junge Arbeiter. Daher treffen die Bezeichnungen Jugendbewegung und Jugendrevolte eher zu, als die verkürzte Darstellung der Studentenproteste. So plötzlich wie diese Bewegungen auftauchten und eindrucksvoll bemerkbar machten, konnte bald darauf eine stagnierende Entwicklung in Umfang und Inhalten innerhalb dieser Gruppen festgestellt werden. Gründe für das Verblässen des „revolutionären Rausches“ (vgl. SCHÄFERS 1994, 68) waren einerseits das

fehlende Überspringen des Funken auf die Erwachsenen, andererseits drifteten die verschiedenen Strömungen innerhalb der Gesamtgruppe (StudentInnen, ArbeiterInnen,...) zusehends auseinander. Hoffnungen auf kurzfristige Verbesserungen der Arbeitenden erschienen immer unrealistischer, und auch der proletarische Charakter der StudentInnen wurde bezweifelt. Es ist hierbei notwendig festzuhalten, dass auf die Vielschichtigkeit der Aktivitäten und Ziele bewusst nicht detailliert eingegangen wird, da dies zu einem Abweichen vom eigentlichen Thema führen würde.

Eine andere und dazu parallel laufende Entwicklung ist ebenfalls erwähnenswert, nämlich die Herausbildung einer vielfältigen Jugendkultur. Neben politischen Anliegen wurden ebenso subkulturelle Kundgebungen (wie jene der Hippies), aber auch sonstige massenkulturelle Veranstaltungen modern, weshalb diese als Beginn der Populärkultur gelten. Ein wichtiger Tatbestand der damaligen Zeit muss an dieser Stelle genannt werden um etwaige Mystifizierungen und Legenden zu relativieren. Da massenkulturelle und massenmediale Mechanismen oftmals miteinander einher gehen, erscheint die relativ kurze Phase der so genannten 1968er-Generation oftmals verklärt und als Idealtypus der damaligen Jugend schlechthin. Bernhard Schäfers widerlegt dies mit der Feststellung, dass auch zu jener Zeit kaum mehr als jeweils 2 % der Jugendlichen den so genannten Alternativen- und Protestbewegungen zuzuordnen waren. In den folgenden Jahrzehnten verzweigte sich diese Strömung immer mehr zu kleinen Gruppen unterschiedlicher Akzentuierungen, und führte zur Bildung von altersheterogenen Netzwerken, sodass von keiner einheitlichen Jugendkultur die Rede ist (vgl. SCHÄFERS 1994, 70).

3.6.4. Übergang zur heutigen Situation

Auf den Punkt gebracht lässt sich das in den Nachkriegsjahren vorherrschende Jugendkonzept mit dem zeitlich kurz gefassten Übergangsbegriff charakterisieren. So ist die damalige Jugend aufgrund der starken Orientierung an der Erwachsenenwelt bezüglich Familie und Arbeit als Gruppe von Neulingen und Einsteigern zu verstehen. Dieser bis in die 1960er Jahre hinein dauernde Zustand kam jedoch aufgrund der stattfindenden Modernisierungsprozesse unter Druck, sodass sich ein Strukturwandel dieses Lebensabschnittes vollziehen musste.

Vereinzelung und die Abkehr von standardisierten Lebenskonzepten führten zu einem

Verschwinden der einheitlichen kollektiven Jugendphase. Der Modernisierung folgend mussten neue Modelle der allgemein höher werdenden Komplexität der Gesellschaftsstruktur Rechnung tragen. Mit der Verlängerung der durchschnittlichen Ausbildungsdauer ging ein Prioritätsverlust von vormals determinierenden Systemen wie Arbeit und soziokulturellen Umfeldern einher, während Bildungs- und Erziehungsorganisationen wichtiger wurden. Daher sprechen die Autoren nicht mehr vom kurzen Übergangsmoratorium, sondern vom der immer länger werdenden Bildungsmoratorium, das heißt einem Hintanstellen umfassender Sozialisation zugunsten höherer Bildung. Es ist daraus durchaus ersichtlich, dass damit die Orientierung an den betreffenden Bildungsinstitutionen einher gehen musste, und die Bedeutung beziehungsweise der Druck auf Jugendliche, gewisse Bildungsstufen und Titel zu erlangen, stieg. In weiterer Folge bildeten Jugendliche eine starke Autonomie aus, die in der Abkoppelung und Eigendefinition von Orientierungsmustern begründet war und noch immer ist. Damit einher geht die Relevanzsteigerung von Freizeit- und Medienbelangen, beziehungsweise Institutionen, die sich damit beschäftigen.

Die nicht mehr stattfindende chronologische Folge von sozialisatorischen Teilreifen hat sich aufgrund der länger werdenden Bildungsphase zu einer Ausdehnung der Jugendzeit entwickelt, aus deren Konsequenz Adoleszenz und Schulzeit parallel ablaufen. Dies betrifft seit dem Ende der 1960er und spätestens mit den Bildungsreformen der 1970er Jahre (Öffnung von Gymnasien und Universitäten sowie Abbau der Geschlechterdifferenz bezüglich Bildungschancen und Arbeitsmarktzugang) auch die typischen Biographien von Mädchen. Die Folge von Vereinheitlichung der Jugendbiographien bezüglich langjähriger Ausbildung bewirkte zusammen mit dem gestiegenen Freizeitangebot ein weiteres Verdichten zu Gleichaltrigengruppen. Zwar wird diesen Gruppen von den Jugendlichen enorme Wichtigkeit attestiert, jedoch unterscheiden sich diese von den klassischen Vereinen der früheren Jahrzehnte durch die Hervorhebung von Lebensstil und subkulturellen Verhaltensweisen, bei gleichzeitiger Abnahme darin enthaltener Ideologie und politischem Gehalt. Im Vordergrund stehen Freizeit, Spaß, Unterhaltung und Zerstreuung parallel zum unkomplizierten Umgang mit Altersgenossen.

3.6.5. Eine aktuelle Beschreibung - Die Shell Jugendstudie 2006

Die 15. Shell Jugendstudie von 2006 ist zum derzeitigen Zeitpunkt (Mai 2010) die aktuellste Auflage der seit 1953 in 3-4 Jahresabständen erscheinenden Sozialstudie über Jugendliche in Deutschland und wird, wie es der Name erkennen lässt, vom Mineralölkonzern Shell in Auftrag gegeben. Repräsentative Erhebungen mit etwa 2500 Befragten wurden mit qualitativen Elementen erweitert, das inzwischen zur Reihe gewachsene Projekt gilt als wichtiges Instrument der Meinungsbildung in politischen Diskussionen über Jugend (vgl. HURRELMANN/ALBERT 2006, 13). Die Themen der Untersuchung sind weit gestreut und haben daher zusammen mit der Stichprobengröße durchaus den Charakter einer umfassenden Gesamtbeschreibung.

3.6.5.1. Unsicherheit und pragmatische Sicht

In der Einführung zu den Ergebnissen des Jahres 2006 können bereits einige Fakten herangezogen werden, die zu einer Erweiterung der soziologischen Bestandsaufnahme dienlich sind (vgl. HURRELMANN/ALBERT 2006, 15ff.). So wird der Jugend bereits seit einigen Jahren ein durchaus pragmatischer Charakter attestiert, der sich vor allem an konkreten, praktischen Fragen orientiert. Diese Situation besteht weiterhin, auch wenn die Haltung zusehends stärkerem Druck ausgesetzt ist. Aktuelle düstere Aussichten bezüglich eigener ökonomischer Sicherheit aufgrund von Arbeitslosigkeit, steigenden Altersdurchschnitts der Gesamtbevölkerung und der damit verbundenen Schwierigkeiten mit dem Generationenvertrag des Sozialstaates, sind zwei der prominentesten Beispiele für diesen Druck. Nicht nur in Deutschland, sondern mit wenigen Ausnahmen für fast alle postindustriellen Gesellschaften gilt weiterhin, wenn auch mit sinkender Tendenz, das Bild einer relativ optimistischen Jugend. Dies ist insofern bemerkenswert, da sich gezeigt hat, dass sich die Sorge um die persönliche wie auch die gesellschaftliche Zukunft auf den Zeitpunkt der vorangegangenen Shell-Studie 2002 bezogen, noch einmal deutlich erhöht hat. Hauptbestandteile der Einschätzung zukünftiger Entwicklungen sind politische und wirtschaftliche Situation, Bildung und das soziale Umfeld.

3.6.5.2. Bildung und Berufsaussichten

Besonders der Bildungsstatus in Verbindung mit dem eigenen Umfeld erweist sich dabei als

beständig determinierend. Nach wie vor finden sich sozial niedriger gestellte Jugendliche zumeist in kurzen oder abgebrochenen Bildungsbiographien wieder, während jene aus der gehobenen Schicht längere und hochbewertete Abschlüsse anstreben. Daher ist in der ersten Gruppe auch ein starkes Unsicherheitsgefühl bezüglich der eigenen Berufsaussichten ausgeprägt. Die Erwartung, zum Beispiel nach dem Pflichtschulabschluss sofort eine Lehre beginnen zu können, wird realistisch eingeschätzt, und kann als eher unsicher bezeichnet werden. Somit ist für viele Betroffene der Gang in eine niedrig qualifizierte Berufsausübung vorgezeichnet. Selbst ein Drittel jener, die einen Lehrstellenplatz erhalten haben, rechnen damit, nach Abschluss der Ausbildung im angestrebten Beruf nicht im ausbildenden Betrieb weiter angestellt zu werden. Der optimistische Blick in die persönliche Zukunft unterscheidet sich dabei signifikant zwischen Lehrlingen, die eine Weiterbeschäftigung erwarten beziehungsweise nicht erwarten. Jugendlichen in höher qualifizierenden Bildungseinrichtungen wiederum weisen einen ähnlich stark ausgeprägten Optimismus auf wie Lehrlinge mit guten Aussichten auf Weiterbeschäftigung.

3.6.5.3. *Persönliches Umfeld und Familie*

Die Rolle des persönlichen Umfeldes sollte dabei aus einigen Gründen auf keinen Fall unterschätzt werden. Zum einen leben fast drei Viertel aller Jugendlichen im Alter von 18 bis 21 Jahren noch bei den eigenen Eltern, in der Gruppe der 22 bis 25-jährigen ist es immerhin noch ein Drittel. Zum anderen wird die Wichtigkeit der Familienbindung zu fast drei Vierteln bestätigt, und ist sogar noch leicht im Steigen begriffen. Ein Verschwinden der familiären Beziehungen ist demnach weder jetzt noch in naher Zukunft zu erwarten. Der private Rückzugsraum „Familie“ spielt dabei eine wichtige Rolle in der Bewältigung von spannungsgeladenen Unsicherheiten, die sich aus der wirtschaftlichen Lage und dem eigenen Bildungsstatus ergeben können. Aber auch abseits dieses Prekariats geben über 70 % an, dass enge familiäre Beziehungen für ein glückliches Leben notwendig sind. Ein ebenso hoher Anteil der Jugend ist mit der Erziehung der Eltern zufrieden und würde die eigenen Kinder in der gleichen Weise aufziehen. Nur 9 % bezeichnen ihr Verhältnis zu den Eltern als schlecht, wobei dieser Misstand in niedrigeren sozialen Schichten deutlicher ausgeprägt ist. Mädchen und Burschen sind in ihren Vorstellungen und Charakteristika unterschiedlich gelagert. So sind Mädchen früher selbständig, leben früher in festen Partnerschaften, ziehen früher aus dem Elternhaus aus, hegen einen ausgeprägteren Kinderwunsch, und sind stärker an der Familie orientiert. Insgesamt sinkt bei Jugendlichen die Bereitschaft für

Nachwuchs zu sorgen. Äußere Umstände und Unsicherheiten sind dabei die stärksten Argumente, sich gegen eigene Kinder zu entscheiden.

3.6.5.4. Freizeit

Mit der zunehmenden Abnabelung von den Eltern nimmt die Bedeutung der selbstbestimmten Freizeitgestaltung an Wichtigkeit zu. Mit dem Perspektivenwechsel hin zur Ausbildung der eigenen Persönlichkeit spielen die Peergroups eine zunehmend wichtigere Rolle und lösen damit die Eltern als primäre Bezugsgruppe ab. Dabei entwickeln derartige Gleichaltrigengruppe pädagogische Formen, die zum gegenseitigen Erziehen innerhalb der Gruppe führen. Die Ausgestaltung der zur Verfügung stehenden Freizeit erfolgt wiederum je nach sozialer Schichtherkunft unterschiedlich. So nimmt die Qualität und Diversifizierung der Aktivitäten mit der Zuordnung zu höheren Schichten zu. Mit der Tendenz, soziale Kontakte eher zu suchen und kreativeren oder künstlerischen Beschäftigungen nachzugehen, werden Elemente der elterlichen Erziehung aufgenommen und verstärkt. In niedriger gestellten Schichten wiederum besteht besonders bei männlichen Jugendlichen die Tendenz, sich zum Beispiel mit elektronischen Medien die Zeit zu vertreiben und damit Gefahr zu laufen, in gesellschaftlich distanzierte Tätigkeiten abzudriften. Ein ebenso gearteter Unterschied in den Schichten ist im Gesundheitsbewusstsein feststellbar, in das Parameter wie etwa körperliche Betätigung, Tabak- und Alkoholkonsum sowie Art und Umfang der Ernährung einfließen. Dazu kommen unmittelbare Lebensbedingungen wie Wohngegend und Wohnungsgröße. Diese nicht erst seit kurzem bekannten Faktoren ergeben demnach den markanten Unterschied, der auch in absehbarer Zeit vermutlich nicht kleiner werden wird. Insgesamt wird ein wachsender Erwartungsdruck bezüglich Qualifikation und Leistung auf Jugendliche diagnostiziert, der zusammen mit dem steigenden Anteil an armutsgefährdeten Haushalten sowohl gesundheitliche als auch freizeitbezogene negative Konsequenzen erwarten lässt.

3.6.5.5. Vielfältige und stabile Werteorientierungen

Aus den bisher ausgeführten historischen Entwicklungen der Jugendphase lassen sich auch die empirisch festgestellten Reaktionen ableiten. Besonderer Wert wird allgemein auf das unmittelbare Umfeld bestehend aus Peers und Familie gelegt, bei gleichzeitigem Wunsch nach Individualismus. Das Streben nach Autonomie ist jedoch weniger stark als noch im Jahr 2002 mit der individuellen

Durchsetzungsfähigkeit verbunden. Leistung und Fleiß spielen nicht nur in der Erwartungshaltung an die Jugendlichen eine wichtige Rolle, sondern auch bei diesen selbst. Die zuvor erwähnte Gesundheitswahrnehmung sowie das Verfolgen eines gesunden Lebensstils gewinnt zunehmend an Wichtigkeit. Dabei ist ebenso wie bei anderen Wertvorstellungen ein eindeutiger Geschlechterunterschied zu bemerken. Mädchen haben demzufolge klarere und gefestigte Werte, die auch eher in die Tat umgesetzt werden als jene der Burschen. Dazu gehören auch all jene Lebensbereiche, die mit sozialem Engagement, Ordnung, Sicherheit und dem Bewusstsein der eigenen Gefühle in Berührung kommen. Männliche Jugendliche gehen vermehrt Konkurrenz- und Behauptungsmustern nach, wobei in diesem Unterschied bei den Geschlechtern kein Intensitäts- oder Leistungsgefälle festzustellen ist.

Wie hierbei ersichtlich ist, haben bereits einige wenige Einflüsse die Wirkung, Werte von Jugendlichen in verschiedene Bahnen zu lenken, oder zumindest in den nahen Lebensbereich bringen. Die Shell-Jugendstudie 2006 unterscheidet in ihrer Typologie unter anderem Macher von Unauffälligen, Materialisten von Idealisten, die aber wiederum bezogen auf die jeweiligen Untersuchungen empirisch in einer umfangreichen Variation auftreten. Dass diese Typen nicht statisch-determiniert Veränderungen unterworfen sein können, und damit ein individueller Wechsel zwischen den Zuordnungskonstrukten möglich ist, sei hierbei hervorgehoben. Da die Beschreibung der Wertegruppen zu diesem Zeitpunkt zu allgemein ausfällt, und somit vom eigentlichen Thema des politischen Engagements wegführen würde, sei auf die theoretischen wie auch empirischen Ergebnisse des 4. Kapitels über das allgemeine und spezielle Engagement verwiesen.

3.7. Gleichaltrige – Peers

Dass Gleichaltrige als Gruppe wichtige Funktionen der Individualisierung und der Sozialisierung übernehmen, wurde bereits kurz erwähnt. Diese Funktionen sollen nun detailliert beschrieben werden. Gruppensoziologen und Sozialpsychologen definieren speziell die jugendlichen Gleichaltrigengruppen als soziale Gebilde, in denen sich die Individuen an das Selbst- und Werteverständnis der Gruppe über emotionale Bindungen angleichen (vgl. SCHERR 2009, 165-167). Hierbei wird eine Gruppe als ein soziales Gebilde verstanden, indem mehr als zwei Individuen mehr oder weniger langfristig miteinander interagieren und sich gegenseitig

beeinflussen. Sie unterscheidet sich allerdings von Organisationen aufgrund ihres fehlenden formalen Charakters, was bedeutet, dass weder festgelegte Hierarchie- noch Entscheidungsstrukturen vorhanden sind. Auch das so genannte „Wir-Bewusstsein“ ist in diesem Gebilde stark ausgeprägt und funktioniert durch die klare und häufig negative Abgrenzung gegenüber anderen Gruppen. So werden Annahmen über die Unterschiede formuliert, die zu informellen Selbstdefinitionen führen. Daraus resultierende Prozesse innerhalb der Gruppe stabilisieren das Selbstwertgefühl der Gruppenmitglieder, beinhalten aber auch Konformitätspraktiken zur Beseitigung von Unterschieden. Auf der anderen Seite dieser Inklusion werden damit auch Exklusionen von Mitgliedern anderer Gruppen vollzogen, und damit Außenseiter geschaffen. Der soziologische Standpunkt kommt hierbei besonders zu tragen, da sich diese Gruppen ihre Selbstwahrnehmung und den Feindzuschreibungen aus Vorurteilen und Ideologien der sie umgebenden Gesellschaft bedienen.

Dieser Umstand gewinnt insofern an Bedeutung, da die Gleichaltrigengruppen insgesamt in den letzten Jahrzehnten wichtiger wurden und diese Entwicklung weiter zunimmt. Infolge der seit den 1960er Jahren länger werdenden Zeitspanne, in der Jugendliche fast ausschließlich untereinander Kontakt haben, ist die Peergruppe für die Erfahrungsbildung und deren Artikulation zum wichtigsten sozialen Ort geworden. Diese Erfahrungen sind deshalb wichtig, weil sie zur Bildung einer kollektiven Realitätsinterpretation notwendig sind. So trivial die daraus folgenden Handlungen auch sein mögen, dienen sie der Herstellung und Sicherung von überindividuellen Wirklichkeiten. Neben der Familie sind es im zunehmenden Alter demnach diese informellen Gleichaltrigengruppen, die starke Sozialisationsfunktionen übernehmen. Es vollzieht sich damit eine doppelte Homogenisierung der Jugend über die gegenseitige Sozialisation einerseits und den äußeren Umständen der langen gemeinsam verbrachten Zeit auf dem Weg der institutionalisierten Teilreife in der Ausbildung andererseits. Die innere und äußere Abgrenzung von der Erwachsenenwelt vollzieht sich in der homogenen jugendlichen Freizeitgestaltung weiter und bildet die Basis für die mannigfaltigen Jugendkulturen aus denen sich Sub- und Gegenkulturen entwickeln. Die Charakteristik dieser Gruppen lässt sich demnach vor allem mit deren Autonomie- und Identitätsgenerierung beschreiben, wobei der starke schichtspezifische Determinierungseffekt berücksichtigt werden muss. Schulen, Lehrstellen und Wohnorte sind je nach sozialer Positionierung der Jugendlichen aufgrund des langen Zeitraums, in dem Jugendliche miteinander

Kontakt haben, Ursachen für eine soziale Segregation der Gleichaltrigengruppen. Zunehmend wird von SoziologInnen seit den 1990er Jahren über den Stellenwert von Zweipersonengruppen, vulgo Freundschaften, diskutiert und in aktuelle Arbeiten integriert. Diesen wird ein starker Einfluss auf Einstellungen und Verhaltensweisen attestiert.

3.8. Soziale Rollen bei Jugendlichen

Neben der gruppensoziologischen Komponente wird nun versucht, im Schnittpunkt zwischen dem jugendlichen Individuum und der Gesellschaft mit der soziologischen Rollentheorie zu arbeiten, um auf das Engagement von Jugendlichen adäquat eingehen zu können. Wieder soll zunächst ein Begriff im allgemeinen definiert werden, um anschließend die Besonderheiten der sozialen Rollen, mit denen Jugendliche umgehen müssen, besser verstehen zu können.

Der von Ralf Dahrendorf als Grundelement der Soziologie bezeichnete „Homo sociologicus“ stellt sich in seinen eigenen Worten dermaßen dar: „Zu jeder Stellung die ein Mensch einnimmt, gehören gewisse Verhaltensweisen, die man von dem Träger dieser Position erwartet; zu allem, was er ist, gehören Dinge, die er tut und hat; zu jeder sozialen Position gehört eine soziale Rolle. [...] Mit jeder Position gibt die Gesellschaft ihm eine Rolle in die Hand, die er zu spielen hat. Durch Positionen und Rollen werden die beiden Tatsachen des Einzelnen und der Gesellschaft vermittelt; dieses Begriffspaar bezeichnet homo sociologicus, den Menschen der Soziologie, und es bildet daher das Element soziologischer Analyse“ (DAHRENDORF 2006, 37).

Hierbei sind die beiden eben eingeführten Begriffe „Position“ und „Rolle“ auch für Dahrendorf klärungsbedürftig. Die Rolle, der er eine weitaus größere Wichtigkeit zuschreibt, ist als Qualitätskriterium von Beziehungen zu verstehen. Während sich eine Position mit dem Standort innerhalb eines sozialen Bezugfeldes beschreiben lässt, gibt die Rolle an, wie sich eine oder mehrere Beziehungen zwischen Positionsträgern des Feldes vollziehen. Soziale Rollen sind des weiteren jene gesellschaftlichen Ansprüche, die einem Träger einer bestimmten Position zugeordnet sind und können zweierlei Formen annehmen. Einerseits können diese Ansprüche Vorgaben für das Verhalten eines Positionsträgers (Rollenverhalten), andererseits auch Vorgaben für das

Erscheinungsbild und den Charakter (Rollenattribute) an den gleichen Menschen sein. Soziale Rollen sind demnach Definitionen des zugrundeliegenden Sozialsystems, die eine Fülle von Erwartungen an den Positionsträger richten. Dabei sind empirische Fälle nur von sekundärer Wichtigkeit, denn diese Erwartungen können auch personenübergreifend bekannt sein. Anders formuliert sind sowohl Positionen wie auch Rollen unabhängig von einzelnen Personen. Für eine empirische Untersuchung ist entscheidend, sich dieser Trennung bewusst zu sein, und die verschiedenen Erwartungen auf die jeweilige Beziehung zwischen Positionen hin zu untersuchen. Mit anderen Worten ist es die Aufgabe der Soziologie zu wissen, was von einer Person in einer bestimmten Situation (bestehend aus Position und Rolle) erwartet wird, oder auch was diese Person regelmäßig tun sollte. Zusammenfassend expliziert Dahrendorf daher die Merkmale der sozialen Rolle, die sie zum Element soziologischer Analyse erheben (ebd., 39):

1. Soziale Rollen sind gleich Positionen quasi-objektive, vom Einzelnen prinzipiell unabhängige Komplexe von Verhaltensvorschriften.
2. Ihr besonderer Inhalt wird nicht von irgendeinem Einzelnen, sondern von der Gesellschaft bestimmt und verändert.
3. Die in Rollen gebündelten Verhaltenserwartungen begegnen dem Einzelnen mit einer gewissen Verbindlichkeit des Anspruches, so dass er sich ihnen nicht ohne Schaden entziehen kann.

Besonders der dritte Punkt zeigt den Zwangscharakter, den soziale Rollen auf den Einzelnen ausüben. Dieser Zwang, oder milder formuliert diese Verbindlichkeit, kommt nur dann zu tragen, wenn bei Nichteinhaltung strafende Sanktionen folgen. Rollenkonformes Verhalten muss auf der anderen Seite keine Belohnung zur Folge haben, oftmals reicht dafür ein Ausbleiben von drohenden Strafen. Zusätzlich muss auch zwischen verschiedenen Arten von Erwartungen unterschieden werden, denn es ist spätestens bei der Gegenüberstellung der Erwartung, keinen Menschen zu töten und jener sich für einen Opernbesuch passend zu kleiden, ersichtlich, dass diese in Anspruch und Ausmaß nicht auf einer Stufe stehen. Daher unterscheidet der Autor drei Erwartungsformen:

1. Muss-Erwartungen: Diese aus dem Rechtswesen entlehene Kategorie übt die stärkste Bedrohung aus. So können sämtliche juristischen Gesetze zusammengefasst werden, und haben bei Unterlassung oder Zuwiderhandlung strafrechtliche Verfolgung als negative Konsequenz, oder zumindest bergen sie dieses Risiko. Dem Vollziehen von Muss-Erwartungen erfolgt hingegen keine positive Auswirkung, außer der Gewissheit, kein Verbrechen begangen zu haben.

2. Soll-Erwartungen: Dabei ist es wichtig festzuhalten, dass nicht nur Rechtssysteme gravierende Erwartungen formulieren und durchsetzen können, sondern auch Organisationen oder Sozialverbände, die bei der Verletzung einer Soll-Regel nötigenfalls auch einen Ausschluss des betreffenden Mitglieds bewirken können. Dies kann in speziellen Fällen an Brisanz für das Individuum auch Sanktionen nach Verletzung von Muss-Erwartungen gleichkommen. Bei kontinuierlicher Erfüllung der Erwartungen hingegen erwarten das Mitglied aber immerhin mehr oder weniger konkrete Formen der Sympathie.

3. Kann-Erwartungen: Diese „Darüber hinaus“-Erwartungen sind vor allem in der Erbringung von Zusatzleistungen für Sozialverbände zu finden. Das zur Sollerfüllung hinausgehende zusätzliche Engagement erzeugt von allen drei Arten das eindeutig positivste Feedback, nämlich Schätzung des Erbringers. Kommt eine Person keiner Kann-Erwartung nach, muss diese schlimmstenfalls mit Antipathie rechnen.

So manifest die Muss-Erwartungen in ihrer kodifizierten Form auch ersichtlich sind, besteht die Gefahr, diese als unabänderliche und fast naturalistische Zwänge zu erachten. Dagegen spricht aber deren historisch-prozesshafter Charakter. So sind Transformationen von ehemaligen Muss-Erwartungen zu Soll-Erwartungen denkbar und auch empirisch zu belegen. Etwa war die Fürsorge eines Mannes für seine eigenen Eltern an seine Rolle als Sohn geknüpft und als Gesetz zu verstehen, das bei Nichteinhaltung schwere Konsequenzen erwarten ließ. Dieser Umstand ist in modernen, westlichen Gesellschaften nunmehr als Soll- oder Kann-Erwartung aufgrund fehlender gesetzlicher Konsequenzen interpretierbar. Dies unterstreicht nicht nur den Anspruch

soziologischer Forschung, soziale Phänomene in ihrer Prozesshaftigkeit verstehen zu wollen, sondern auch die Methode, eine Klassifikation sozialer Rollenerwartungen aufgrund der Konsequenzen vorzunehmen.

Dahrendorf gibt allerdings auch zu bedenken, das jeweilige Handeln allein aufgrund der Konfiguration von sozialen Rollen und der unverschuldet eingenommenen Position von Individuen als fatalistisch anzusehen. Da der handelnde Mensch nicht als in Bahnen gelenkte und fremdgesteuerte Marionette verstanden werden soll, stellt sich die Frage nach dem Grad der individuellen Handlungsspielräume. Der Autor selbst unterstellt bei der Analyse des „homo sociologicus“ dem Gegensatz aus Freiheit und Notwendigkeit ein noch nicht aufgelöstes Paradox, wenn er einwirft, dass die genannten Zwänge nicht ausschließlich als negativ erlebt werden, sondern Sicherheit und Entlastung für Rollenträger bewirken können.

Auch stellt sich die Frage nach dem Gegenstück zum Individuum. Wenn soziale Rollen eine derartige Kraft auf das Handeln ausüben, so muss deren Bestand auch irgendwo begründet sein. Zu diesem Zweck wird oftmals aus der Not heraus die Gesellschaft als Urheber genannt, wodurch diese allegorisch personifiziert wird. Dies lässt Dahrendorf nicht gelten, denn „[...] jedes personifizierte Reden von ihr verwischt Zusammenhänge und nimmt Aussagen ihre Kraft“ (DAHRENDORF 2006, 47). Weder die Gesamtheit aller Mitglieder einer Gesellschaft, noch der politische Apparat der die Muss-Erwartungen verwaltet können die Urheber des Zwanges sein, wodurch diese beiden Definitionen am Ziel vorbeigehen. Daher schlägt der Autor vor, Gesellschaft „[...] als Vielfalt von Kräften zwar gleichen Charakters, aber unterschiedlichen Ursprungs [...]“ (DAHRENDORF 2006, 49) zu sehen.

Zusätzlich wird zur Bestimmung des Rollenbegriffs auf die Existenz und deren Einfluss von so genannte Bezugsgruppen verwiesen, die auf R. K. Merton zurückgehen. Der aus der Sozialpsychologie stammende Begriff, der ursprünglich bedeutete, dass Individuen ihr Verhalten an der Zustimmung oder Ablehnung von Fremdgruppen ausrichten, wurde in der Soziologie mit Vorbehalten übernommen. Im Unterschied zur ursprünglichen Definition, sieht Dahrendorf keine Notwendigkeit, Bezugsgruppen für das Individuum nur in Fremdgruppen zu suchen, sondern

generell jene, zu denen es aufgrund der eigenen Position in Beziehung steht. Dies schließt auch eine Mitgliedschaft zu einer Bezugsgruppe nicht aus. „Die Frage nach dem Wesen >der Gesellschaft< im Hinblick auf soziale Rollen wird zur Frage nach der Art, in der Bezugsgruppen die Erwartungen der durch sie lokalisierten Positionen bestimmen und sanktionieren“ (DAHRENDORF 2006, 50).

Es wird demnach im Operationalisierungsteil der vorliegenden Arbeit im besonderen darum gehen, welche Gruppen welche Erwartungen aufstellen, auf wen diese sich beziehen, und wie Erwartungen aufeinandertreffen. Damit stellt sich aber auch die Frage nach dem Zwang, dem sich jugendliche Individuen bewusst oder unbewusst in ihren multiplen Rollen (Kind, Schüler, Staatsbürger, Cliquenmitglied, Auszubildender, Vereinsmitglied, Hoffnungsträger, usw.) durch verschiedene Erwartungen ausgesetzt sehen. Besonders Muss- und Soll-Erwartungen, die über Gesetze und Sitten seitens der diffusen und persönlich nicht fassbaren Gesellschaft transportiert werden, werden hierbei zentrale Kategorien der Untersuchung sein. Zusammen mit den speziellen Sozialisierungsprozessen von Jugendlichen über Familie und Gleichaltrigengruppen, der nichtlinearen Absolvierung von Teilreifen sowie die im folgenden Kapitel vorgestellten Charakteristika von bürgerschaftlichem Engagement können Zwänge aufschlussreiche Beiträge zur Bildung von Hypothesen liefern. Dies alles wird jedoch unter der Berücksichtigung der offenen, möglichst unvoreingenommenen Erhebung und Auswertung vollzogen, wodurch die bereits in der Einleitung kritisierte Perspektivenübernahme quantitativer Studien überwunden werden soll.

4. Engagement

In diesem Kapitel soll auf das auf das bürgerschaftliche Engagement eingegangen werden um zum Kern der Arbeit zu gelangen und in weiterer Folge die Forschungsfragen nach dem Wesen der speziell jugendlichen politischen Teilhabe zu formulieren. Hierbei wird auch auf die Frage Bedacht genommen, warum diese in der Fachliteratur für das demokratiepolitische System wichtig, und damit als gesellschaftlich wünschenswert erachtet wird.

4.1. *Partizipation oder Engagement?*

Im konkreten Fall wird unter anderem in politologischer Lektüre (vgl. WENDT 1996, 15) vor allem von bürgerschaftlichem Engagement gesprochen. Bevor auf die Besonderheiten des jugendlichen Engagements eingegangen wird, ist die Abklärung dieses Begriffes für das weitere Vorgehen besonders im empirischen Teil grundlegend und notwendig. Welchen Zweck erfüllt also besagtes bürgerschaftliches Engagement? Für Wolf Rainer Wendt bildet es einen wesentlichen und unabdingbaren Bestandteil sozialen Zusammenhalts in modernen Gesellschaften. Der Grund dafür ist die zunehmende Individualisierung und Präferenzierung von Interessen in postmodernen Gesellschaften, in denen es nicht möglich ist, notwendige konsensuale Entscheidungen zentral gesteuert, das heißt staatlich-hierarchisch, zu erreichen. Somit kann der politischen Partizipation auch ein wesentlicher funktionaler Aspekt zum Erfolg steuernder Maßnahmen zugesprochen werden, wenn es zu einer Form des grundlegenden Diskurses und/oder zu einer Detaildiskussion und -ausformung erfolgreicher Beschlüsse führt. Auch wenn für Wendt bereits bei administrativen und legislativen Entscheidungen seitens des Staates auf die Partizipation des Einzelnen verpflichtend Bezug genommen wird, so richtet sich dieser Anspruch doch vor allem auf den Dienstleistungscharakter der ausführenden Organe.

Das selbst initiierte Engagement des Einzelnen dagegen ist ein „[...] persönlicher Einsatz, in dem man für etwas entschieden und aktiv eintritt, sich aus eigener Entscheidung auf ein Handeln oder einen Dienst einlässt. Zum Wesen des Engagements gehört seine Verbindlichkeit (man „verpfändet“ sich für eine Sache) und die Voraussetzung, dass „etwas auf dem Spiel steht“, für das ein entschiedener Einsatz geboten erscheint“ (ebd., 15) Mit anderen Worten muss bei einer Person das Motiv vorhanden sein, dass etwas getan werden muss und birgt dadurch einen konkreten, sachbezogenen Charakter. Daher ist bürgerschaftliches Engagement durch das Ziel, die Gesellschaft, beziehungsweise ihre gesetzlichen Vertreter zum Aktivwerden zu bewegen, von Partizipation zu unterscheiden. Damit ist auch die Unterscheidung zwischen mehrheitlich passiver Abstimmung über Verordnungen und einem aktiven Eintreten für erwünschte Veränderungen seitens der Bürger gegeben.

4.1.1 *Begriffsbestimmung*

Um einen geordneten Überblick der Bürgergesellschaft in modernen Demokratien zu ermöglichen,

ist zwischen folgenden historischen und aktuellen Begriffen zu unterscheiden (ebd., 15f.):

- **Bürgerhumanismus:** Diese politische Einstellung stellt das historische Fundament zur bürgerlichen Partizipation dar. Bis zum 18. Jahrhundert hinein versteht sich diese Strömung als Anspruch an die Bürger, selbst für den Zustand der „res publica“ verantwortlich zu sein. Daher wird diese Haltung auch „Republikanismus“ genannt, und versteht den Bürger als Autor und Adressat der Verfassung, und der daraus erwachsenden Rechte und Pflichten
- **Bürgerschaft:** Der Begriff fasst einerseits alle Bürger als Gruppe zusammen, wird aber auch als Statusbezeichnung für die gleichberechtigte Zugehörigkeit zu einem Staat verwendet.
- **Zivilität:** Diese bezeichnet den erwünschten Umgang von Individuen innerhalb einer Gesellschaft. Während im 18. Jahrhundert darunter das sittengemäße Verhalten, sowie die individuelle Charakterbildung verstanden wurde, versteht man Zivilität heute zusätzlich als Form erfolgreicher Lebensführung, die im Rahmen sittlichen Verhaltens bleibt.
- **Bürgerliche Gesellschaft:** Ausgehend von der Philosophie Georg Wilhelm Friedrich Hegels, der diese als „Vereinigung freier und gleicher Bürger“ bezeichnete, veränderte sich der Begriff bei Karl Marx zur Herrschaftsform besitzender Bürger. Die aus dieser Spaltung hervorgehende Gesellschaftsform ist die Klassengesellschaft.
- **Philosophischer Liberalismus:** Basierend auf den Rechten der Menschen versteht der Liberalismus Individuen als frei und rational entscheidend, weshalb sich der Staat möglichst neutral verhalten, und den Menschen große Spielräume in ihren Handlungsoptionen geben sollte.
- **Bürgergesellschaft:** Ein seit den 1980er Jahren diskutierter Begriff, der eine Abwandlung moderner Demokratien meint, und die Selbstorganisation und weitreichende, vielfältige Mitwirkung der Bürger in den Vordergrund stellt. Die daraus resultierende Mitverantwortung der regierten Bevölkerung ist dabei erwünscht und wird mit

„Zivilgesellschaft“ synonym verwendet.

- Bürgerstatus: Geht auf Ralf Dahrendorf zurück, als er nach einer passenden Bezeichnung für das englische „citizenship“ suchte, und damit eine Unterscheidung zur juristisch definierten Staatsbürgerschaft zu bewirken. Er geht dadurch auf das Problem des faktischen Zusammenlebens zwischen Inhabern verschiedener Staatsbürgerschaften ein, die zwar im gleichen sozialen Raum als Mitbürger handeln, jedoch unterschiedliche Rechte und Pflichten aufgrund ihres rechtlichen Status innehaben, ein. Als Beispiel wären Ausländer zu nennen, wodurch auch eine Unterscheidung zwischen „bürgerlich“ und „bürgerschaftlich“ einhergeht, und dann schlagend wird, wenn das Zusammenleben im Gemeinwesen und seine Gestaltung das Objekt der Untersuchung sein soll.
- Gemeinsinn: oder die „Handlungsbereitschaft zugunsten des Gemeinwohls bzw. Gemeinschaftsgeist“. Dieser Begriff findet sich auch alltagssprachlich im „gesunden, weil gemeinsamen Menschenverstand“ wieder.
- Bürgerschaftliches Engagement: Das Handeln im Sinne der Gemeinschaft kann, muss aber nicht die Zuschreibung von und das Bewusstsein über eine Bedeutung für das Gemeinwesen mit sich bringen. Ist dies der Fall, so wird in diesem Bewusstsein aus der zunächst freien Handlung auch Engagement. Die dabei nicht notwendigerweise manifeste Goutierung anderer, muss aber zumindest als für die Gemeinschaft bedeutsam verstanden, beziehungsweise das überindividuelle Interesse erkannt werden.

Damit ist auch ein wichtiger Punkt für den anschließenden Übergang in den empirischen Teil der Arbeit gegeben, wenn es im nächsten Hauptkapitel darum gehen wird, die Forschungsfragen und deren Operationalisierung für die Befragungen zu formulieren, nämlich jene über die gesellschaftlichen Bewertung diverser Engagements. Sichtbarkeit, Wahrnehmung und potentielles Gutheißen jener gesetzten Taten, die mit Bedeutung für das Gemeinwesen versehen sind, werden daher zur Klärung des speziell jugendlichen Engagements entscheidend sein.

4.2. Formen des Engagements

Auch die Ausformungen, die dem bürgerschaftlichen Engagement folgend zum Vorschein kommen spielen eine wichtige Rolle. Theoretisch stellt „bürgerschaftliches Engagement“ einen Ober- und Sammelbegriff des Aktivitätsspektrums konkreten Engagements dar: „[...] Ehrenamt, Selbsthilfe, politische Partizipation, politischer Protest, ziviler Ungehorsam, freiwillige soziale Tätigkeiten etc. werden nicht nur besagtem Begriff zugeordnet, sondern auch miteinander verknüpft“ (HEINZE/OLK 2001, 14f.).

Weiters ist „Bürgerschaftliches Engagement“ auch für Experten dieser Materie kein abgeschlossenes Projekt der Definition: „Vielmehr handelt es sich um einen eher deutungsoffenen und an seinen Rändern unscharfen Begriff, der sowohl normative als auch analytische Konnotationen in sich birgt“ (HEINZE/OLK 2001, 13). Trotz des Prozesscharakters dieser offenen Definition gibt Rolf G. Heinze dennoch wertvolle Erkenntnisse preis, besonders wenn es darum geht, was bürgerschaftliches Engagement für das einzelne Individuum bedeuten soll. Der Autor nennt hierbei als Leitbild den „zivilgesellschaftlichen Aktivbürger“, „[...] der an der Erörterung öffentlicher Belange, sowie an der Artikulation daraus folgender gemeinwohlorientierter politischer Tätigkeiten interessiert und in dieser Hinsicht auch in hohem Maße handlungskompetent ist“ (ebd., 14). Die Formen der Handlungen die daraus erwachsen, gehen über streng formalisierte Praktiken im politischen System hinaus und können zum Beispiel die bereits genannten informellen Formen der Beteiligung oder Engagements annehmen. Das neue am Begriff des bürgerschaftlichen Engagements ist, neben der Inklusion neuerer und unkonventioneller Handlungsformen, die Mehrdeutigkeit dieser Handlungen. Als Beispiel nennt der Autor etwa das „private“ Betreiben einer vormals kommunalen Einrichtung, das sowohl als ehrenamtliches Engagement, als auch als politische Partizipation interpretierbar ist. Es kommt demnach zu einer Erweiterung des Engagementbegriffs, der nicht mehr streng zwischen alten und neuen Ausdrucksformen trennt, und auch das Problem der Zuordnung zu Engagement beziehungsweise Partizipation nicht kennt.

4.2.1. Empirische Ergebnisse zu Formen des Engagements

Wiederum kann die Shell-Jugendstudie 2006 statistische Erkenntnisse über die tatsächlichen

Ausformungen innerhalb der Jugend liefern. Befragt wurde die Altersgruppe der 13 - 25 Jährigen in Deutschland. Die auffälligste Erscheinung in der Erhebung bildet in Bezug auf das vorliegende Thema der Beitrag von Ulrich Schneekloth (vgl. HURRELMANN/ALBERT 2006, 103ff.).

4.2.1.1. Trennung zwischen politisch und sozial

In dieser Studie kann besonders die Distinktion der deutschen Jugendlichen zwischen politischem und sozialem Interesse und in weiterer Folge auch des Engagements hervorgehoben werden. Zwar ist zunächst nur von politischen Belangen die Rede, jedoch sind einige grobe Kenndaten als Hintergrundwissen für die Auswahl der Befragten, und auch in der Gesprächsführung wichtig³.

Dabei muss allerdings vermerkt werden, dass sich verglichen mit früheren Shell-Jugendstudien zwar das Niveau der sich selbst politisch interessierten Jugendlichen von ehemals 55 % (1984) kontinuierlich auf 34 % (2002) gesenkt hat, jedoch bereits 2006 mit 39 % wieder eine deutliche Steigerung zu verzeichnen ist. Der Autor verwehrt sich jedoch vor der verfrühten Konstatierung einer Trendwende, sondern vermutet einen Normalisierungsprozess auf niedrigem Niveau, wenn er auf die kaum zu unterschreitende Marke des Jahres 2002 verweist (vgl. HURRELMANN/ALBERT 2006, 105). In einer vierteiligen Bewertungsskala ergibt sich eine stärkere Varianz hinsichtlich der Extremen „stark interessiert“ (5 %) und „gar nicht interessiert“ (24 %), die gemäßigten Positionen „interessiert“ (30 %) und „wenig interessiert“ (40 %) halten sich in etwa in der Waage. Die Gruppe der starken oder eher interessierten Jugendlichen korrelieren stark mit dem Interesse an Politik im Elternhaus sowie der Höhe des Bildungsniveaus, beides wird in der Studie als sozial vererbt bezeichnet. Aber auch Alter und Geschlecht der Befragten spielen eine wichtige Rolle, da sich in der Altersgruppe der 22 - 25 jährigen der Anteil der Interessierten auf 48 % erhöht, und sich mehr Burschen als Mädchen für Politik interessieren. Bei der Ausrichtung der politischen Einstellung aller Befragten lässt sich im Zeitraum von 2002 bis 2006 nur ein beachtlicher Änderungstrend feststellen: Der links - rechts Typologie des politischen Spektrums folgend, schätzten Jugendliche ihre eigene Einstellung auf einer 10-teiligen Skala (0 = ganz links, 10 = ganz rechts), wobei zusätzlich die Möglichkeit bestand, „keine Position“ anzugeben. Der Mittelwert von 4,6 (+ 0,1 zu 2002) gibt das Bild einer tendenziell leicht linkspositionierten Jugend wieder, wobei sich der Anteil der „Nichtpositionierten“ innerhalb der 4 Jahre von 22 % auf 15 % reduzierte. Die extremen Positionen auf beiden Seiten konnten dadurch keinen Zuwachs an

3 siehe Kapitel 5 „Forschungsfragen“ und Kapitel 6.1. „Feld“.

Zustimmung verzeichnen, sodass die „eher linke“ Zuordnung am meisten zulegen konnte. Insgesamt kann die Verteilung jener, die eine Positionierung angaben, dennoch als normalverteilt interpretiert werden.

4.2.1.2. Demokratie und Institutionen

Die Bewertung der demokratischen Staatsform bei der Gruppe der 15 bis 25-jährigen kann als stabil positiv bezeichnet werden. Demokratie befürworten mehr als 80 % der Befragten als positiv, cirka 10 % gaben keine Einschätzung ab, der Rest von etwa 10 % hatten eine eher negative Meinung dazu. Von den letztgenannten sehen allerdings mehr als 60 % trotzdem keine Alternative zu dieser Regierungsform. Unverändert zur Erhebung 2002 zeigt sich das Vertrauen in diverse Institutionen und Organisationen innerhalb des demokratisch regierten Staates. In einer Skalierung von 1 = „sehr wenig Vertrauen“ bis 5 = „sehr viel Vertrauen“ reichte die Spannweite der Mittelwerte bezüglich staatlicher und bürgerschaftlicher Institutionen von 2,5 bis maximal 3,5. Die höchsten Vertrauenswerte hatten jene, denen auch ein hohes Maß an Unabhängigkeit zugeschrieben wurden. Allen voran steht die Justiz, dicht gefolgt von Polizei, Umwelt- und Menschenrechtsorganisationen, die Armee sowie die Vereinten Nationen. Dem Skalenmittelwert entsprach das Vertrauen in die Europäische Union, Gewerkschaften und Bürgerinitiativen. Unterdurchschnittlich viel Vertrauen kam der Regierung, Kirche, Unternehmerverbänden und abgeschlagen den politischen Parteien entgegen. Für den Autor überraschend ist die Zustimmung zur Aussage, jedes Bürgers Recht sei es wählen zu gehen, da diese auf einer 6-teiligen Skala von 3,9 (2002) auf 4,5 (2006) gestiegen ist (vgl. HURRELMANN/ALBERT 2006, 115). Mit der Gruppe der Erwachsenen verglichen, ist bei Jugendlichen eine etwas geringere Wahlbeteiligung zu verzeichnen, und liegt etwa 10 % unter dem Vergleichswert.

Die aus 14 Items bestehende Befragung nach der Zustimmung von Aussagen bezüglich Demokratie und Politik, ergab folgende Typologie der Jugendlichen. Die in Klammern folgenden Zahlen stellen dabei die prozentuelle Veränderung verglichen mit den Ergebnissen des Jahres 2002 (ebd., 117):

- Mitwirkungsbezogen („Aktive“) 24 % (+3)
- Ordnungsorientiert („eher autoritär strukturierte Demokraten“) 19 % (-5)
- Politikkritisch („Distanzierte“) 28 % (+6)
- politisch desinteressiert („unbedarfte Kids“) 28 % (-5)

Es kam demnach verglichen mit 2002 insgesamt zu einer nennenswerten Verschiebung in dieser Typologie, sodass der Anteil der kritisch-distanzierten und der desinteressierten gleichauf liegend die stärksten Gruppen ausmachen. Jedoch sind auch die so genannten Aktiven nun stärker vertreten, sodass sich ein äußerst heterogenes Bild bezüglich Teilnahme und Interesse ergibt. Ein leicht gestiegenes Interesse steht demnach einer starken Skepsis gegenüber dem politischen System gegenüber. Insgesamt sind Aktive mehrheitlich älter, den höher Gebildeten zuzurechnen und mehrheitlich männlich. Die stark distanzierten oder ablehnenden Typen sind zwar von Politikverdrossenheit geprägt, jedoch korreliert dies nicht mit dem Ablehnen der demokratischen Staatsform.

4.2.1.3. Gesellschaftliche und individuelle Betätigungsfelder

Gefragt wurde, welchen 3 Feldern in Zukunft gesellschaftliches Augenmerk geschenkt werden sollten. 78 % der Jugendlichen schätzten das Thema „Arbeitsmarkt“ als wichtiges Feld ein, in dem die Gesellschaft aktiv werden sollte. „Familie und Kinder“ wurde mit 53 % am zweithäufigsten genannt, „Bildung“, „Altersversorgung“, „Gesundheitssystem“ können Häufigkeiten zwischen 42 % und 24 % dem Mittelfeld zugerechnet werden, während am Ende der Präferenzierung „wirtschaftliche Rahmenbedingungen“, „Umweltschutz“ und „innere Sicherheit“ standen (24 % bis 9 %). „Andere Bereiche“ stehen mit 2 % fast nicht zur Debatte.

Bei den eigenen Tätigkeiten geben 36 % aller Befragten an, in ihrer Freizeit mindestens einer freiwilligen Aktivität nachzugehen.

5. Forschungsfragen

Die Hauptfrage lautet, wie man die Bereitschaft, persönliches Engagement bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen bezüglich sozialer Themen in Österreich soziologisch beschreiben kann um anschließend jene Parameter zu explizieren, die auf Aktivität beziehungsweise Desinteresse Einfluss üben. Ziel ist es mittels qualitativer, das heißt hypothesengenerierender Methoden der Erhebung und der Auswertung, zur symbolisch vermittelten, handlungsweisenden Logik des Feldes vorzudringen, und damit zu generalisierbaren Aussagen zu gelangen, die im abschließenden Auswertungsschritt einen aktuellen Befund über das Engagement von Jugendlichen erstellen lassen. Die Analyse des erhobenen Materials soll darauf hin zu einer detaillierten Beschreibung

des Phänomens führen, in dem unter anderem folgende Detailfragen beantwortet werden sollen:

Idealtypische Beschreibung des jugendlichen Engagements

- Gibt es ein tendenziell einheitliches Verständnis von Engagement?
 - Gibt es andere Arten von Engagement, die nicht in bisher bekannte Kategorien fallen?
- Mit welchen Mitteln findet Engagement statt?
- Welche Symbole treten im jugendlichen Engagement auf und wie sind diese definiert?
- Welchen Stellenwert nimmt das gruppenbestimmte Engagement ein, und ist Engagement ohne Gruppe denkbar?
- Aus welchen Aktivitäten heraus schätzen sich die Befragten als mehr oder weniger engagiert ein? (Mitgliedschaften, Demonstrationsteilnahmen, Diskussionen im privaten Umfeld, Interesse bei politischen Wahlen, Zivilcourage, Beschäftigung mit betreffender Literatur,...)
- Sehen sich Jugendliche in ihrem Tun als Kraft der gesellschaftlichen Reproduktion?

Einflüsse auf das Engagement

- Welche motivierenden und demotivierenden Einflüsse treten auf?
- Inwieweit ist das jugendliche Engagement von Nichtsichtbarkeit betroffen?
- Welche Differenzen treten auf, wenn die äußere auf die innere Zuschreibung von

Gruppen aufeinandertreffen?

- Welche Rolle spielt das zeitliche Ausmaß (Häufigkeit, Beibehaltung) der Aktivitäten auf die Distinktion zwischen Engagement und Desinteresse?
- Welche (selbst- und fremd erzeugten) Einflussfaktoren wirken auf das Engagement ein, und in welchem Ausmaß?
 - Gibt es zeitliche Veränderungen der Intensität der Aktivitäten und warum?
 - Welche (selbst- und fremd erzeugten) Einflussfaktoren führen explizit zu Passivität oder Ablehnung?
- Wie schätzen die Befragten (eigenes) Aktiv werden auf ihre Zielsetzung oder Wirksamkeit hin ein?

6. Methodik

6.1. Feld

Das zu untersuchende Feld, das in einem Wort als die „Jugend“ beschrieben werden kann, soll durch 6 interviewte Personen untersucht werden, auf die durch die im theoretischen Abriss über die Konstruktion des jugendlichen Lebensabschnitts, folgende Kriterien zutreffen:

- ausgewogenes Verhältnis zwischen Mädchen und Burschen
- ausgewogenes Verhältnis zwischen sozial besser- und schlechtergestellten Schichtzugehörigkeiten oder zumindest besser und schlechter ausgebildeten Jugendlichen
- zumindest zwei der benannten möglichen Teilreifen (eigener Haushalt, Familiengründung, abgeschlossene Ausbildung, ökonomische Unabhängigkeit,...) sollen nicht vollzogen sein.
- ausgewogenes Verhältnis zwischen handfest engagierten und nichtengagierten Jugendlichen
- sowohl politisches, als auch sonstiges soziales Engagement sollen insgesamt vorkommen
- 2 Personen sollen die erwartbaren Extrempositionen abdecken (hochgradiges Interesse und Desinteresse)

Das Bemühen um eine weite Streuung der genannten Kriterien ist darin begründet, dass es innerhalb dieser Merkmale in quantitativen Untersuchungen, wie etwa der bereits beschriebenen Shell-Jugendstudie 2006, zu teilweise signifikanten Unterschieden bezüglich des Engagementumfangs (vgl. HURRELMANN/ALBERT 2006, 124) gekommen ist. Dem Anspruch des qualitativen Paradigmas folgend, sollen zur Untersuchung eines gegebenen Phänomens weiters möglichst solche Personen gewählt werden, von denen gegensätzliche Standpunkte oder zumindest abweichende Ergebnisse zu erwarten sind. Dies folgt dem Zweck, mittels theoretischer Sättigung eine dichte Beschreibung des jugendlichen Engagements erstellen zu können.

6.2. Zugang

Der Zugang ist als leicht herzustellen beschreibbar. Wie bereits in der Feldbeschreibung vermerkt wurde, kamen alle Jugendlichen als Gesprächspartner infrage. Die Streuung bezüglich sozialer Position, Bildung, Geschlecht ergab ein schrittweises Vorgehen bei der Auswahl der jeweiligen Personen und hatte zur Folge, dass die zeitlich ersten Gesprächszusagen Einfluss auf die nachfolgende zielgerichtete Suche nach geeigneten Jugendlichen ausübten. So konnten aufgrund der Zielsetzung, auch Engagierte im klassischen Sinne, das heißt in Organisationen Tätige, direkt über die offiziellen Kontaktkanäle (Email, Telefon, Postanschrift) ausgewählt und angesprochen werden. Nichtengagierte und gelegentlich bürgerschaftlich Aktive hingegen wurden daran anschließend durch Anfragen im Bekanntenkreis und auch über bereits befragte Personen gesucht.

6.3. Kontaktaufnahme

Nachdem zu erwarten ist, dass jene, die sich in offiziellen Organisationen einbringen inhaltlich detaillierte Auskunft geben können, fiel die Auswahl auf Vertreter einer Schülerorganisation („Aktion kritischer SchülerInnen Wien“), sowie einer Einrichtung, die sich der Unterstützung von Jugendlichen in allen sozialen Bereichen verschrieben hat („Muslimische Jugend Österreich“). Der Kontakt wurde zunächst per Email an die offizielle Adressen der beiden Einrichtungen hergestellt, und wenig später mit einer Zusage beantwortet. Die genauen Berichte sind in der Beschreibung der einzelnen befragten Personen⁴ nachzulesen.

4 Siehe Kapitel 6.4.3. „Befragungsprotokolle“.

Bei den vermuteten weniger und gar nicht Engagierten hingegen musste auf die Unterstützung im näheren Bekanntenkreis zurückgegriffen werden. Auch hier gestaltete sich die Suche und Vereinbarung zur Teilnahme an einem Gespräch einfach und schnell.

6.4. Durchführung

6.4.1. Offenes, problemzentriertes Interview

Für die Erhebung eignete sich besonders die qualitative Technik des problemzentrierten Interviews. Zwar soll im folgenden keine grundsätzliche Kritik an dieser Methode stattfinden, jedoch sind wichtige Qualitäten zu nennen, um deren Eignung und Wahl für das Arbeitsthema zu begründen. Genau genommen handelt es sich dabei um einen Teil einer methodenkombinierenden Forschungslogik, das bedeutet dass in einem größeren Forschungsprojekt dieser Prägung auch andere Techniken gleichberechtigt durchgeführt würden. Da aber weder der Umfang einer Masterarbeit noch zur Verfügung stehende Ressourcen dafür ausreichen, beschränkt sich diese Erhebung auf das besagte problemzentrierte Interview.

Aus der Ausgangssituation und den formulierten Forschungsfragen heraus bietet sich zwar ein weitgehend offener Zugang zum Feld an, jedoch kann von einer idealtypischen Exploration des Phänomens schon aufgrund der zur Verfügung stehenden Vorarbeiten und Theorien abgesehen werden. Zusätzlich enthält die Konzeption des Projekts ein theoriefundiertes, problembewusstes Ziel, nämlich dem interaktionistischen Paradigma folgend, Handlungsstrukturen des jugendlichen Engagements zu explizieren. Daher soll auf das wissenschaftliche Vorverständnis nicht verzichtet werden. Das problemzentrierte Interview erlaubt unter anderem auch, vor der eigentlichen Erhebung zur Abgrenzung des Feldes und des Themas Experteninterviews zu führen, jedoch widerspräche dies der eben genannten Intention, Jugendlichen des ganzen Spektrums bürgerschaftlichen Engagements die Definitionsmacht zu überlassen.

Formal am einfachsten vom gänzlich theoriefreien Feldzugang des narrativen Interviews zu unterscheiden ist diese Gesprächsform durch den zugrundeliegenden Leitfaden. Zwar bleibt auch beim problemzentrierten Interview die Bedeutungsstrukturierung den Befragten überlassen, jedoch

können bereits vor dem eigentlichen Erheben die durch Literaturstudium als relevant identifizierten Themen abgedeckt werden. Damit wird Siegfried Lamneks Einwand Rechnung getragen, dass Forscher ohnehin keine „Tabula rasa“ sein könnten (vgl. LAMNEK 2005, 364). Die Einengung durch die interviewende Person wird auch beim problemzentrierten Interview nur auf den interessierenden Problembereich vollzogen. Das zugrundeliegende wissenschaftliche Konzept des Forschenden ist damit der befragten Person nicht ersichtlich und bewirkt dadurch auch keine Verzerrungen.

6.4.2. Interviewleitfaden – Themen

Person	<ul style="list-style-type: none"> - Alter - Herkunft - erreichte/angestrebte Ausbildungsform - Familie - Freunde
Engagement	<ul style="list-style-type: none"> - Was tut die Person seit wann, warum? - Welche Ziele verfolgt sie? - Welche Erfolgsaussichten stehen dahinter? - Engagement in einer Gruppe/allein? - Wie wird die Gruppe eingeschätzt? - Akzeptanz? - Erfolge/Misserfolge? - formales/informales Engagement? - formale/informale Gruppe?

Lebenswelt	<ul style="list-style-type: none"> - Wie ist die Lebenswelt konstituiert? - Welchen Stellenwert haben einzelne Teile (Sphären) davon? - Welchen Stellenwert nimmt insbesondere das „Soziale/ Politische“ bei der Person und bei den Jugendlichen insgesamt ein? (Einzelfall, Regel)
Familie & Freunde	<ul style="list-style-type: none"> - Was sagt/denkt Familie und Freundeskreis darüber? - Sind Freunde engagiert? - Ist die Familie engagiert?
Erwartungen (Muss-, Soll-, Kann-)	<ul style="list-style-type: none"> - Was wird von Jugendlichen erwartet? - Was erwarten Jugendliche von einander/der Gesellschaft?
Formen des Engagements	<ul style="list-style-type: none"> - Wie ist es zustande gekommen? - Gäbe es andere Möglichkeiten? - Wäre es ohne eine Gruppe möglich?
Feedback	<ul style="list-style-type: none"> - Wie wird die Gruppe eingeschätzt? (Selbstverständnis) - Welches Feedback geben Gesellschaft/Bezugspersonen?

Vergangenheit	<ul style="list-style-type: none"> - Wie war es vermutlich früher insgesamt? - Wie war es früher betreffend der genannten Anliegen?
Zukunft	<ul style="list-style-type: none"> - Wie wird es betreffend Engagement persönlich weitergehen? - Wie wird es als Erwachsener sein? - Wie geht es mit der Gruppe weiter? - Wie werden eventuelle Nachfolger eingeschätzt? - optimistische/pessimistische Einschätzung der Zukunft?

6.4.3. Befragungsprotokolle

Es folgt eine kurze Zusammenfassung über Gesprächsrahmen, auffallende Gemeinsamkeiten und Unterschiede.

6.4.3.1. *Person A*

22 Jahre alt, männlich, Mitglied der „Muslimischen Jugend Österreich – MJÖ“, Kontaktaufnahme per Email. Interview am 20. April 2010, Dauer: 57 Minuten + 40 Minuten Nachbesprechung ohne Tonbandaufzeichnung, Ort: Café im 9. Wiener Bezirk.

6.4.3.2. *Person B*

18 Jahre alt, männlich, Mitglied der „Aktion kritischer SchülerInnen – AKS Wien“, Kontaktaufnahme per Email. Interview am 29. April 2010, Dauer: 70 Minuten, Ort: AKS-Büro im 3. Wiener Bezirk.

6.4.3.3. *Person C*

15 Jahre alt, weiblich, Schülerin in einer Handelsakademie in Wien, in keiner Organisation tätig,

telefonische Kontaktaufnahme, über Bekannte vermittelt, Interview am 30. April 2010, Dauer 30 Minuten, Ort: Wohnung im 2. Wiener Bezirk.

6.4.3.4. Person D

16 Jahre alt, männlich, Schüler in einem Gymnasium in Wien, in keiner Organisation tätig, telefonische Kontaktaufnahme, über Bekannte vermittelt, Interview am 04. Mai 2010, Dauer 65 Minuten, Ort: Café im 15. Wiener Bezirk.

6.4.3.5. Person E

17 Jahre alt, weiblich, Schülerin in einer HBLA in Wien, in keiner Organisation tätig, telefonische Kontaktaufnahme, über Bekannte vermittelt, Interview am 11. Mai 2010, Dauer 45 Minuten, Ort: Café im 5. Wiener Bezirk.

6.4.3.6. Person F

16 Jahre alt, weiblich, Schülerin in einer HBLA in Wien, in keiner Organisation tätig, telefonische Kontaktaufnahme, über Bekannte vermittelt, Interview am 08. Juni 2010, Dauer 30 Minuten, Ort: Schule im 1. Wiener Bezirk.

7. Auswertung

Um der gesetzten Aufgaben gerecht zu werden, besteht die Auswertung des erhobenen Materials in einer zweigeteilten Analyse. Beide Verfahren sollen daher kurz erklärt werden.

7.1. Themenanalyse

Diese Form der Interpretation ist in erster Linie als Vorbereitung auf eine tiefere Analyse von qualitativ erhobenen Texten zu verstehen. Um zu den interessierenden Ebenen im erhobenen Material vorzustoßen und den Überblick zu behalten, bedarf es zunächst der Bewältigung der

großen Menge an entstandenen Texten. Dazu eignet sich besonders die Themenanalyse, und insbesondere die Form der Textreduktion. Das Ziel dieser Methode ist, die zentralen Themen der Gespräche zusammenzufassen ohne dabei die enthaltene Argumentationsstruktur zu verlieren. Das vorliegende Forschungsdesign erfüllt dabei einige von Ulrike Froschauer und Manfred Lueger formulierte Voraussetzungen (vgl. FROSCHAUER/LUEGER 2003, 158f.) zur Wahl und Durchführung dieses ersten Analyseschritts. Der schon erwähnte notwendige Überblick über die große Textmenge verlangt eine systematische Reduktion der manifesten Inhalte der Äußerungen, Einschätzungen und Meinungen der Jugendlichen. Weiters soll eine extensive Erschließung des jugendlichen Engagements erreicht werden, wodurch unterschiedliche Formen und Themen bewältigt werden müssen. Um die spezifischen Ausformungen und Argumentationen vergleichbar zu machen, sollen hierbei auch die Erzählstrukturen im Sinne der Interviewten beibehalten werden. Die kategorisierende Aufbereitung an Inhalten erlaubt des Weiteren, theoriebasierte Erkenntnisse argumentativ einzuflechten, und quantifizierende Aussagen über Häufigkeiten, Gemeinsamkeiten und Unterschieden von und zwischen Gesprächen zu treffen. Zu guterletzt können mit dieser Methode der Themenanalyse bereits jene Textstellen identifiziert werden, die im darauffolgenden Schritt der sinnstruktur-untersuchenden Systemanalyse herangezogen werden sollen. Dies bedeutet, dass trotz der reduzierenden Themendarstellung manifesten Inhalte, der Auswertungsprozess für den Leser auch ohne Lektüre der Interviewtranskripte nachvollziehbar wird.

7.1.1. Sinnstruktur-analysierendes Textreduktionsverfahren

Diese besondere Art der Themenanalyse ist stärker qualitativ ausgerichtet als das so genannte Codierverfahren. Das Ziel dieser Textaufbereitung ist es nicht nur Themen zu benennen, „[...] sondern es sollten die charakteristischen Elemente der Themendarstellung herausgearbeitet werden, um die Unterschiede in der Darstellung eines Themas in einem oder in verschiedenen Gesprächen sichtbar zu machen“ (FROSCHAUER/LUEGER 2003, 159).

Ebenso sollte der Argumentationszusammenhang wiedergegeben werden. Um einen Überblick über die Schritte des Verfahrens zu erhalten, seien diese hierbei kurz zusammengefasst (ebd., 160ff.).

1. Themen: Zuerst werden wichtige Themen als solche identifiziert und mit den dafür

ausschlaggebenden Gründen erklärt.

2. Charakteristika der Themen: Aus den bereits reduzierten Passagen werden mit der Herausarbeitung der Merkmale eines Themas die konstituierenden Elemente gefiltert und deren Beziehungen dargestellt werden. Es ist dabei wichtig, erkenntlich zu machen, welcher Akteur in welcher Weise von einem Thema spricht, und ob dieses vom Befragten oder dem Forscher explizit oder implizit eingebracht wurde.
3. Abfolge der Themen: Diese Untersuchung ist nicht immer zielführend, denn deren Tauglichkeit unterliegt der Art des zu untersuchenden Textes. Wurden im Interview durch den Forscher etwa Themenwahl und -abfolge mittels striktem Leitfaden vollzogen, so ist es nicht mehr möglich auf die Verknüpfungslogik der befragten Person zurückzugreifen. Es wurde daher im Sinne der Forschungsfragen notwendig, die Interviews sehr weich zu führen um eine möglichst narrative Struktur der Themen zu ermöglichen.
4. Unterschiede der Themen innerhalb und zwischen den Gesprächen: Hierbei ist ein Vergleich vorgesehen, der die identifizierten Themen auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede hin analysiert. Während Gemeinsamkeiten auf ein gemeinsames Kernverständnis eines Themas hinweisen, so muss bei Unterschieden darauf Bezug genommen werden, ob sich diese aus dem Material heraus erklären lassen.
5. Im letzten Schritt sollen die gewonnenen Erkenntnisse in die Forschungsfrage integriert, und für die darauf folgende Analyse vorbereitet werden. Die auftretenden Unterschiede sollen dabei nicht vereinheitlicht, sondern noch einmal expliziert im Gesamtzusammenhang interpretiert werden, um auf Lücken im Material hinzuweisen, beziehungsweise die intensivere System- oder Feinstrukturanalyse in ihrem Ansinnen begründen.

7.2. Systemanalyse

Aufgrund der beschränkten Möglichkeit, zusätzliche ForschungsmitarbeiterInnen zu rekrutieren, welches eine Einzelarbeit auch im größeren Umfang einer Masterarbeit kennzeichnet, eignet sich als anschließendes Auswertungsverfahren die Systemanalyse besonders gut. Der Vorsatz der

Arbeit, besonders auf prozesshafte Handlungen innerhalb einer komplexen, sozialen Gruppe zu achten, überschneidet sich mit dem Ziel dieser Methode. Die äußeren Bedingungen oder auch Systemeffekte, die zur Entstehung und der Form der Äußerung in den untersuchten Texten führen, sollen in die Interpretation miteinbezogen werden. Daraus ergeben sich hypothetische Annahmen, die abschließend die Forschungsfragen beantworten, sowie ein Resümee über die Anforderungen und die tatsächlichen Ergebnisse ermöglichen sollen (vgl. FROSCHAUER/LUEGER 2003, 142).

Im Unterschied zur sequenziellen Interpretation einer Feinstrukturanalyse bleiben dabei die Erzählstruktur und die Inhalte einzelner Interviews erhalten, wodurch sich diese Methode besonders für größere Textmengen eignet. Allerdings bedeutet dies nicht, dass dabei bloß manifeste Inhalte vorgestellt werden, sondern dass eine extensive Sinnauslegung erfolgt. Dies kommt einer weiteren Anforderung der Arbeit zugute, wonach das bürgerschaftliche Engagement bei Jugendlichen entsprechend dem eigenen Verständnis ergründet werden soll, und ist zum Beispiel durch die Untersuchung des Gesprächsflusses in den Gesprächstranskripten zugänglich. Dabei wird ein Gutteil der Aufmerksamkeit auf die Beiträge der befragenden Person gelenkt. Um die allgemeinen Regeln einer derartigen Gesprächsflussuntersuchung vorzustellen, werden die wichtigsten davon hierbei genannt:

- Gesprächsführung und -dynamik: Gründe für das jeweilige Agieren des Interviewers und für die Ausformungen der Fragen.
- Gesprächsrahmen: Welcher Spielraum wird von der befragenden Person implizit gesetzt? Hält die befragte Person diesen Rahmen ein, oder überschreitet sie diesen?
- Thematisches Eingehen auf Aussagen der befragten Person.
- Klarheit der Fragen beziehungsweise Antworten
- Blockieren von Themen und dessen Bedeutung
- Brüche im Gespräch
- Auftreten und Bedeutung von Unterschieden im Sprachverhalten der beteiligten Gesprächsteilnehmer
- Rollen der Beteiligten
- Kommunikationssituation als Beispiel einer Systemabgrenzung nach außen

Da aufgrund einer möglichst beeinflussungsfreien Erhebung einzelner Personen gewollt ist, kann

auf weitere Besonderheiten, die in Mehrpersoneninterviews relevant sind, verzichtet werden.

7.2.1. Systemanalytische Vorgehensweise

Als Ausgangsmaterial dienen wie bereits erwähnt erhobene Texte von Personen, die möglichst unterschiedliche Positionen zu einem bestimmten Thema erwarten lassen (theoretical sampling). Dadurch können Felddifferenzierungen, Gemeinsamkeiten und Reichweiten von Aussagen expliziert werden. Die wichtigste Leistung der Systemanalyse ist zugleich das Ziel des Unterfangens, nämlich jene Strukturmerkmale herauszufinden, die die Basis für das Zustandekommen von Aussagen darstellen, und die Beziehung zwischen befragter Person und ihrer Umwelt prägen (vgl. FROSCHAUER/LUEGER 2003, 147). Diese Interpretationen sind systematisch in drei Ebenen zu unterteilen, beziehungsweise durch Positionen voneinander abgegrenzt:

1. alltagskompetentes Hören
2. Ebene der interviewten Person
3. relationale Interpretation

Der erste Schritt bezieht sich auf das alltagsweltliche Verständnis, wodurch vertraute Bedeutungen einbezogen werden. Beim zweiten wird versucht, die Intentionen der befragten Person zu ergründen um im letzten Teil zu objektiven, wissenschaftlichen Bedeutungen zu gelangen. Dadurch ist der Zugang zu jenen Bedeutungen gegeben, die Einfluss auf die getätigten Aussagen haben. Abschließend sind die Folgen für das jeweils analysierte System angebar. Detaillierte Handlungsschritte der Interpretationsmethode werden im weiteren nicht wiedergegeben, da in dieser Arbeit die Ergebnisse der Exploration im Vordergrund stehen. Für eine genaue Beschreibung der Methode sei aufgrund der Kürze der Arbeit auf die zugrundeliegende Literatur von Ulrike Froschauer und Manfred Lueger verwiesen. Deshalb folgen bereits die konkreten Ergebnisse der Auswertung.

7.3. Ergebnisse der Themenanalyse und systemanalytisches Fazit

7.3.1. Thema 1 - Zugang zum eigenen Engagement

Das erste Thema ist mit der Beantwortung und Abklärung der eigentlichen Einstiegsfrage nach freien wie auch konkreten Assoziationen zu freiwilligem Engagement gekennzeichnet. Hierbei ist zwischen tatsächlich tätigen und nicht tätigen Jugendlichen zu unterscheiden. Am einfachsten kann diese Kategorie mit „Zugang zu Engagement“ umschrieben werden. Es leuchtet ein, dass sich die erste Gruppe auf Erfahrungen aus der konkreten Tätigkeit berufen konnte, während sich die zweite Gruppe zunächst schwer tat, ihre Einschätzungen in Worte zu fassen. Mehrfach entstanden Assoziationen über den Umweg zu Anliegen in späteren Verläufen der Interviews.

Die auffälligste Komponente des Themas „Zugang zum eigenen Engagement“ ist die stark positive Bewertung des Engagements bei allen Interviewten. So wurden etwa in keinem Gespräch Zweifel über die Sinnhaftigkeit und Erwünschtheit eines tatsächlichen oder auch potentiellen Aktivwerdens geäußert. Von allen Befragten waren nur die beiden in Organisationen tätigen Jugendlichen grundsätzlich für gesellschaftliche Belange engagiert, die restlichen Interviewten konnten nur vereinzelte und einmalige Tätigkeiten nennen, an denen sie beteiligt waren. So scheint sich der Befund der Shell-Jugendstudie 2006 zu bestätigen, wonach sich Jugendliche, die sich öfter oder für eine Sache einsetzen, auch für andere Anliegen offen und bereit sind, persönlich Einsatz zu zeigen. Die Personen A und B gaben über den Beginn des bereits langjährigen Engagements an, sehr schnell in die jeweilige Gemeinschaft eingetreten und integriert worden zu sein. Die Grundvoraussetzungen dafür waren vor allem Probleme, die beide Personen unmittelbar im Alltag erfahren hatten. Über Kontakte im Bekanntenkreis oder der Familie wurden sie den Organisationen vermittelt. In diesen Fällen waren die konkreten Anliegen, Anschluss an eine Gruppe zu finden, die ein ähnliches Problembewusstsein als Anlass ihrer Tätigkeit formulierten, und bereits über bestehende Strukturen und eine Vielzahl an gleichaltrigen Gruppenmitgliedern verfügten. Aufgrund des Migrationshintergrundes ihrer Eltern waren diese beiden bereits seit ihrer Kindheit entweder mit Alltagsrassismus oder der Schwierigkeit der Herausbildung einer Zugehörigkeit zu einer Gruppe konfrontiert und hatten somit früh ein Bewusstsein entwickelt, dass diese Probleme nicht nur sie selbst betrafen, sondern vielmehr Symptome eines überindividuellen, gesellschaftsrelevanten Problems waren. Nachdem diese Basis gegeben war, und Familie oder

Bekannte auf die jeweiligen Organisationen aufmerksam machten, ging es laut beiden interviewten Personen vom ersten Aufeinandertreffen bis zum Eintritt in die Gruppe zwar nicht abrupt, jedoch relativ schnell voran. Auch wurden beide nicht vor die Wahl gestellt, ganz oder gar nicht mitzuwirken. Der Beginn gestaltete sich als unverbindliches Angebot, einigen Treffen beizuwohnen oder einfache Aufgaben zu übernehmen, und wirkte auf die Personen A und B positiv ein. Dabei war die Motivation, überhaupt mitzumachen und längere Zeit in Verbindung zu bleiben, nicht allein von den Zielen und Definitionen der jeweiligen Bewegungen bestimmt - nämlich Unterstützung und Gemeinschaftswesen von muslimischen Wiener Jugendlichen einerseits, und der Bewegung der politisch linksorientierten sozialistischen Jugend andererseits. Beiderseits nannten die Befragten die gruppenspezifischen und gemeinschaftsimmanenten Begleiterscheinungen wie Spaß am Diskutieren und Treffen mit gleichdenkenden Jugendlichen, sowie die Erkenntnis, mit anderen ähnliche Anliegen und Probleme zu teilen, und bereit zu sein etwas dagegen zu tun. Auch der selbstbestimmte Grad der Involvierung und der Probecharakter der ersten Treffen waren für das weitere Engagement wichtig, und können als Abklären und Verhandeln zwischen der eigenen Motivation und den Gegebenheiten innerhalb der Gruppen gedeutet werden. Dass dabei nicht nur harmonische Übereinstimmung zwischen den Gruppenmitgliedern herrschte, wurde von beiden Befragten eindeutig positiv bewertet, sodass auch im weiteren Verlauf der Tätigkeiten Spannung und Neugier aufrecht erhalten werden konnten, und so zur vollständigen Engagementbereitschaft und einer stärkeren Identifikation mit der Gruppe beitrugen. Ebenfalls wird der häufige und persönliche Kontakt mit anderen Mitgliedern als essentiell erachtet, da sich dadurch Sympathien und Solidarität erhöhten. Zwar bezeichnete Person B den Umgang innerhalb der Organisation als amikal; das Schließen von engen Freundschaften unterlag jedoch nicht zwingend dem primären Verständnis des politischen Agierens. Vielmehr kann daraus geschlossen werden, dass durch das Primat der Gruppenziele immer eine Trennung zwischen Kollegen und privatem Freundeskreis gezogen wird, wenngleich Überschneidungen möglich sind. Anders sieht es bei Person A aus, da sich die Organisation der muslimischen Jugend explizit auf die persönliche Hilfe, Unterstützung und Problemlösung bei den Folgen von Identitätskonflikten muslimischer Jugendlicher spezialisiert hat, und mit individuellen Anliegen innerhalb der Gruppe konfrontiert war. Dass dabei auch ein starker Bezug zu an sich privaten Lebenswelten der Hilfesuchenden entstand, erscheint offensichtlich.

Der größte Unterschied im Wirken der beiden Personen A und B ist in der Ausrichtung und der

Eigendefinition zu finden. So betonte Person B, aus seinen Erfahrungen mit Diskriminierung den Schluss gezogen zu haben, nicht Symptome, sondern gesellschaftliche Ursachen des Problems anzusprechen und versuchen diesen entgegenzuwirken. Dabei wurde betont, nicht als Kaderschmiede für die SPÖ zu fungieren, sondern auch gegen diese Partei trotz des Naheverhältnisses in einzelnen Themen Widerstand zu leisten. Anders ist dies bei Person A, die sich darauf konzentrierte, Jugendlichen durch das Bekenntnis zum Islam, aus ihrer Orientierungslosigkeit und den daraus entstehenden Problemen individuell zu helfen, und als Ansprechperson für Politik und andere öffentlichen Einrichtungen zur Verfügung zu stehen. Auch Kooperationen mit anderen Konfessionen standen dabei auf dem Programm

Schwieriger war es, mehrheitlich oder gänzlich nichtengagierten Jugendlichen ihre jeweiligen Bedeutungsverleihungen zu diesem Thema zu entlocken. Zunächst erwächst aus den Aussagen der Personen C, D, E und F der Eindruck, dass diese mit dem Begriffen „soziales oder politisches Engagement“ wenig anfangen konnten. Nach der Abklärung des genauen Interviewthemas und einer Art Begriffsbestimmung kam es trotz der bei allen Personen vorkommenden Eigendefinition, sich nicht für ein gesellschaftliches oder politisches Anliegen zu engagieren, zu teilweise umfangreichen Aussagen über ihre individuelle Sicht auf das Phänomen. Selbst die Befragten C und F, die vor allem zu Interviewbeginn skeptisch waren, ob sie überhaupt relevante Aussagen zu bieten hätten, konnten mit Fortdauer der Interviews ihre Ansichten und Deutungen zu sozialem und politischem Engagement formulieren. So wurde mehrheitlich eine erste assoziative Verbindung zur Parteipolitik hergestellt, die als Ganzes entweder negativ bewertet oder gänzlich abgelehnt wurde. Nachdem eine Bedeutungserweiterung hinsichtlich Erfahrungen mit Eigenengagement, Aktivitäten von NGO's, sowie nichtparteiischen Inhalten seitens des Interviewers hergestellt wurde, kamen fast alle Gespräche in die Gänge und vertieften sich inhaltlich. Neben der grundsätzlichen Bereitschaft bei allen befragten Personen, im Ernstfall für oder gegen eine Sache einzutreten, wurde ebenfalls ein kurzfristig erfolgreiches Aktivwerden ausgeschlossen. Zwar wurde durchwegs der Gedanke eines raschen und weitreichenden Eintretens für diverse Anliegen (siehe Thema 3 – Interessen) begrüßt, dieses sollte jedoch von großen Teilen der anonymen Gesamtgesellschaft getragen werden. Vermehrt kamen als Hindernisgründe für das fehlende Eigenengagement Argumente wie fehlendes Interesse, Faulheit, zu wenig Zeit aber auch hohe Ansprüche zur Sprache. Der letztgenannte Einwand, wonach halbherziges oder zu extensives Wirken nicht möglich wäre, wurde bei mehreren Gesprächen geäußert, sodass bei der

Entscheidung, sich einer Sache ganz oder gar nicht zu widmen, die Wahl zuungunsten des Engagements getroffen wurde.

Lediglich bei Person D wurde ziviler Ungehorsam bereits im Gesprächseinstieg als ein Teil des Aktivwerdens in Betracht gezogen und zugleich das Spektrum der Realisierungsformen erweitert. Dadurch wurden bereits in den ersten Assoziationen makro- und auch mikrosoziologische Vorgänge angesprochen und ein weites Feld an Kategorien aufgespannt. Nicht nur aus diesem Beitrag heraus, sondern auch die Gemeinsamkeiten der restlichen Wortmeldungen in Bezug auf das erste Thema „Zugang zum eigenen Engagement“ erlauben es, den Schluss zu ziehen, dass die allgemein gültige Übereinstimmung bei den Befragten besteht, dass der Einsatz für eine Sache nicht nur von überindividueller Bedeutung ist, sondern auch in erster Linie nach einem Zusammenschluss mehrerer Personen verlangt. Für die meisten Interviewten stellte sich ebenfalls die Frage nach der Dringlichkeit eines Anliegens, sodass tatsächliches Engagement keine Grundeinstellung war, sondern eher spontan und themenbezogen entstände. Wäre diese Hürde einmal genommen, so setzten gruppenspezifische Momente wie Identifikation, Freundschaft und Sympathie, gemeinsames Arbeiten ein, die eine Weiterführung und Intensivierung der Tätigkeiten ermöglichten.

Die Personen C, E und F wiederum charakterisierten sich grundsätzlich desinteressiert an formal organisierten Gruppen. Erfahrungen damit beschränkten sich auf Erlebnisse mit Unterschriftensammlungen und Spendenkeilereien im öffentlichen Raum, die zwar als sinnvoll anerkannt, jedoch gleichzeitig als nervig und ob der fehlenden Integrität angezweifelt wurden. Dem intensiven Bemühen um Aufmerksamkeit und Unterstützung für die jeweiligen Aktionen standen dabei Vermutungen gegenüber, AktivistInnen wären an den vorgegebenen Zielen nicht glaubhaft interessiert, sondern eher bemüht, selbst damit Provisionen zu verdienen. Dazu kamen Zweifel an der Wirksamkeit der Unterstützung mittels Spenden und Unterschriften, da Informationen über Erfolge dieser Aktionen nicht kommuniziert oder wahrgenommen würden, wodurch sich die Frage nach dem Sinn des Ganzen stellte. Positive Erfahrungen wie sie Person A und B häufig erlebten und der Einbindung in eine aktive Gruppe zu verdanken waren, fehlten bei den Personen C bis F fast vollständig.

Fazit

Spricht auch nur eine kleine Gruppe von 6 Jugendlichen zu einem Thema wie aus einem Mund, so hat diese Tatsache auch trotz des nichtrepräsentativen Charakters qualitativer Erhebungen ein deutliches Gewicht. Engagement als Sache kann durch die durchwegs positive Bewertungen auf zweierlei Arten interpretiert werden. Erstens wird damit latent vermittelt, dass Jugendliche sich das Recht vorbehalten, sich in manchen Situationen nicht auf formale oder bestehende Strukturen der Meinungsververtretung zu verlassen, sondern auch bereit sind, persönlichen Einsatz zu zeigen. Zweitens und in Verbindung mit der Tatsache, dass die vier nichtengagierten Jugendlichen zu Beginn der Gespräche keine klaren Vorstellungen von diesem Phänomen hatten, kann die wohlwollende Zustimmung dahingehend gedeutet werden, dass Engagement als Selbstzweck kaum verbreitet sein dürfte. Vielmehr müssen persönliche Bezüge zu Anliegen oder Problemen bestehen, um das Aktionspotential abzurufen. Je unmittelbarer diese auf eine Person einwirken, desto stärker und stabiler wird auch das Engagement ausfallen. In den beiden Fällen A und B zeigte sich die gemeinsame Betroffenheit von Alltagsrassismus und Exklusion als Triebfeder, zunächst ein überindividuelles, das heißt abstrakteres Problembewusstsein zu generieren, um anschließend mehr oder weniger offensiv, Gleichgesinnte zu finden. Als Substrat für eine starke Aktivität hatten dabei nahestehende Personen aus den privaten Bekanntenkreisen eine Türöffnerfunktion inne, die Hemmungen bezüglich des Eintritts in bestehende Gruppen zu überwinden halfen. Es kann demnach auch aus den Aussagen der Personen C bis F abgeleitet werden, dass trotz der wohlwollenden Bewertung von engagierten Gruppen, große Skepsis gegenüber derartigen formalen oder informalen Gruppen besteht. Besonders zu tragen kommt dies, wenn Gruppen bei den Jugendlichen in ein assoziatives Naheverhältnis von politischen Parteien gelangen. Dieser Skepsis gegenüber der offiziellen Politik wird noch im weiteren Verlauf dieser Analyse verstärkt Rechnung getragen.

Zusammenfassend kann aus dem Gegensatz zwischen Engagierten und Untätigen der persönliche Bezug zu diversen Themen auch auf ihren emotionalen Kontext hin interpretiert werden. Da diverse Formen von Ausgrenzung oder gar Diskriminierung bei den betroffenen Jugendlichen bereits früh und dauerhaft in ihrer Sozialisation auftraten, ist eine Prägung im überindividuellen Problembewusstsein auch emotional bedingt. Für die restlichen Interviewten stellten sich bei der konkreten Frage nach engagementwürdigen Themen bereits Probleme ein und fielen weitaus abstrakter und globaler aus als bei den Fällen A und B. Mit diesem Umstand und der Frage verbunden, wofür oder wogegen man eintreten sollte, zeigten sich auch die Schwierigkeiten bei

Nichtengagierten, konkrete Lösungen oder Visionen anzugeben. Je unklarer demnach ein Problem oder Anliegen ist, desto stärker rückt es in eine abstrakte Sphäre und fördert Passivität beziehungsweise Delegation der Lösung an die Allgemeinheit.

7.3.2. Thema 2 - Freunde und Peergroups

Wie die Befragten selbst nahmen sich auch deren Freundeskreise selten bis gar nicht gesellschaftlicher und politischer Themen an. Einzig für Person A, die in einer religiös-identitätsstiftenden Community tätig war, überschneidet sich die Kollegen- und die Freundesgruppe teilweise. Auch A's Geschwister waren langjährige Mitglieder in derselben Organisation. Person B unterschied zwar zwischen nichttätigen Freunden und politischen Mistreitern, jedoch entwickelten sich zu weiteren im Laufe der Zeit auch freundschaftliche Beziehungen. Bei den restlichen Personen gab es hauptsächlich nichtengagierte Freundeskreise, wobei durchaus einmalige oder kurzfristige Engagements vorkamen. In den Gesprächen zeigte sich wiederum, dass dieses Thema innerhalb der Freundesgruppen kaum diskutiert wurde, und selbst wenn, dann nur vereinzelt und anlassbezogen. Überhaupt schätzten die befragten Jugendlichen C bis F sich und ihre Freunde als wenig interessiert ein. In Kontakt mit organisiertem Engagement kamen auch Freunde nur über Straßenaktionen oder über Diskussionsrunden in Schulklassen. Die meisten Gespräche zwischen den Freunden gestalteten sich den Erzählungen nach rund um die Themen Freizeitgestaltung und Familienangelegenheiten. Gesellschaftliche Belange wurden nur vereinzelt infolge medialer Berichterstattung kurz angesprochen, nahmen aber selten eine Vorrangstellung als Gesprächsstoff ein. Zwar konstatierte Person E im Bekannten- und Freundeskreis des gleichen Alters eine Tendenz zur Aufmüpfigkeit, diese zielte allerdings hauptsächlich auf die Privatsphäre im Umgang mit Eltern und im Schulbereich auf den Ungehorsam gegenüber den LehrerInnen ab. In zwei Interviews wurde festgestellt, dass sich jeweils ein Freund oder ein Bekannter zunehmend für rechtsextreme politische Ansichten begeistern konnte, wobei im Fall D ein neues schulisches Umfeld (Militärakademie) für diese Veränderung verantwortlich gemacht wurde. Bei der interviewten Person E ist es ebenfalls ein männlicher Jugendlicher, bei dem zwar die Hintergründe unklar blieben, jedoch eine eindeutige Sympathie für eine rechtsextreme Gesinnung abgeleitet werden konnte. In beiden Gesprächen distanzieren sich die Personen D und E von rechtsextremen Haltungen.

Am heterogensten stellte sich die Runde der Freunde bei Person B heraus, die Bekanntschaften und engere Kontakte zu „Maturanten“ einerseits und „Lehrlingen“ andererseits pflegte. Somit konnten in diesem Gespräch differenzierte Einschätzungen über verschieden ausgeprägte Lebenswelten abgegeben werden. Über jene, die eine Berufsausbildung in einer Lehre anstrebten oder diese schon abgeschlossen hatten, stellte B vor allem Müdigkeit und körperlich anstrengende Arbeit als Grund für fehlendes oder geringes Interesse an Engagement fest, während vermutet wurde, dass angehende StudentInnen großteils damit rechnen müssten, in den Jahren ihrer universitären Bildung zur Finanzierung des Studiums Nebenjobs ausüben zu müssen. Somit bringt B das Problem der fehlenden Freizeit und der Erholung ein, das für viele tendenziell interessierte Freunde einen Hindernisgrund darstellte. Zwar war er bemüht, mehr seiner Bekannten zu überzeugen sich ganz oder in Projekten seiner Tätigkeit anzuschließen, jedoch war dies aufgrund der knappen Zeit vieler Freunde äußerst schwierig. Auch Person A bezeichnete sich aus der Runde seiner Freunde als jener, der am stärksten involviert wäre, auch wenn seine Geschwister sich durchwegs interessiert zeigten und es unter seinen Bekannten viele Sympathisanten gäbe, die bereit wären mitzuwirken.

Auch in der Gruppe der nichtengagierten Jugendlichen gab es durchaus Berührungspunkte zu einzelnen politischen Veranstaltungen. So erzählte Person D, am traditionellen Aufmarsch der SPÖ am ersten Mai in Wien mit einer losen Gruppe von südamerikanischen Bekannten teilgenommen zu haben. Dieser Zusammenschluss sei aber keine Organisation gewesen, sondern nur ein zu diesem Anlass auftretender Verbund, um für Toleranz, Gleichheit und soziale Gerechtigkeit zu demonstrieren. Bis auf B und eben D gab keiner der Gesprächspartner eine Präferenz für eine politische Gesinnung an, wenngleich fast durchwegs eine Ablehnung rechtsextremer Positionen und der Freiheitlichen Partei Österreichs angedeutet wurde. Jedoch wird auch deutlich, dass außer B, sowohl die Befragten selbst, als auch deren Freunde als ablehnend gegenüber politischen Parteien bezeichnet werden konnten. Entweder geschah dies durch Desinteresse gegenüber des derzeitigen Parteiangebots (C, F), über mangelnde Kenntnis darüber (E) oder über Vorbehalte (A, D). Abgesehen von der untergeordneten Rolle, die Parteien generell bei den Freunden spielten, waren mit Tagespolitik assoziierte Themen, bis auf Ausländerfeindlichkeit und Rassismus, nicht vertreten. Auf die Frage nach den Interessen innerhalb der Peergroups kam als Diskussionsthema vereinzelt (C, E, F) Umweltschutz und Nachhaltigkeit zur Sprache. Lediglich D nannte die seit

Herbst 2009 medial kommunizierte internationale Finanz- und Wirtschaftskrise als Thema, für die sich auch seine Bekannten interessieren würden.

Für 4 der 6 Jugendlichen war das Engagement eher keine Sache, die im Freundeskreis diskutiert würde. Dafür waren bei A und B vor allem die gleich gesinnten MitstreiterInnen zuständig, bei den anderen kamen gesellschaftliche und politische Themen, selten aber doch, innerhalb der eigenen Familien zur Sprache. Es gab keine expliziten Hinweise darauf, dass dies mit einer vermuteten Ablehnung bei den jeweiligen Freunden zusammenhängt, sondern auch bei den Befragten selbst kaum Bedürfnis besteht, sich mit diesen über derartige Themen zu unterhalten oder gar für etwas zu motivieren. Zusammengefasst ermöglichen die Aussagen der Jugendlichen auch den Schluss, dass Engagement der Kompetenz von Politik und den Erwachsenen zugerechnet wird, und in den Cliques ein Freiraum gebildet wird, in dem zwar Themen angesprochen werden können, dies aber keine wichtige Funktion der Meinungsartikulation einnimmt. Vor allem bei D und E zeigte sich, dass Freunde einen Gegenpol zur Schule einerseits und Elternhaus andererseits einnehmen, und in erster Linie mit Freizeitgestaltung, Unterhaltung und Entspannung assoziiert werden.

Fazit

Nachdem vor allem bei den jüngeren Befragten eine Überschneidung der Freundeskreise in erster Linie aus SchulkollegInnen bestand, ist eine Homogenisierung der Gruppen nicht nur in persönlicher Hinsicht gegeben. Neben der emotionalen Ebene, etwa gleichen Interessen und Sympathie für einander, spielte auch die gleiche Struktur des Tages- und Jahresablaufs für die Jugendlichen eine wichtige Rolle. So verfügen Freundeskreise etwa über synchrone Freizeit, Ferien, Phasen erhöhter Lernzeiten und so weiter. Aufgrund mehrfacher Äußerungen bezüglich der Wichtigkeit des ungezwungenen und entspannten Austauschs mit Freunden in der Freizeit kann daher daraus geschlossen werden, dass nicht nur die interviewten Jugendlichen eine strikte Trennung zwischen Schulalltag und Privatleben vollziehen. Da Ungezwungenheit der Umgangsform und vertrauliche Gesprächsthemen nur in dieser gemeinsam verbrachten Freizeit Platz haben, muss auch zwangsläufig eine Konzentration dieser Bedürfnisse auf außerschulische Zeiträume stattfinden. Nicht zuletzt aufgrund der mehrheitlich vorgegebenen Phasen unter der direkten Aufsicht von Autoritätspersonen, gewinnt die im Freundeskreis verbrachte relativ kurze Zeit an Wichtigkeit. Wie bereits in der theoretischen Aufarbeitung der Rolle der sekundären Sozialisierung, die Peergroups in der Entwicklungsphase des Jugendalters einnehmen,

angesprochen, zeigte sich in den Interviews eine starke Akzentuierung der Abgrenzung von Eltern und Schule. Die Auseinandersetzung mit Engagement oder gesellschaftlichen Fragen kann daher eindeutig dem Schulbereich und mit seltenen Ausnahmen auch dem Elternhaus zugerechnet werden. Ein wichtiges Ergebnis der Interviewanalysen ist daher, dass äußere Bedingungen, etwa strukturell vorgegebene Freiräume abseits von erwachsenen Autoritäten und Lerndruck, in der knappen Freizeit mit Freunden möglichst diametral anders gestaltet sein sollen, als dies im typischen Schulalltag der Fall ist.

Dahingehend sind auch die Antworten der Jugendlichen zu interpretieren, wonach selbst bei den engagierten Personen A und B eine starke Trennung zwischen ihrer Tätigkeit und Gesprächsthemen im engeren Freundeskreis vorherrschte. In den restlichen Interviews kamen Überschneidungen zwischen Engagement und Erlebnissen mit FreundInnen erst gar nicht vor. Daher war es aufgrund der wichtigen, aber anders gelagerten Funktionen, die Peergroups für die Befragten ausüben, auch selten ein Anliegen, derartige Diskussionen mit diesen zu führen.

7.3.3. Thema 3 - Interessen

Dieser Abschnitt ist der Beantwortung auf die Frage, wofür sich Jugendliche einsetzen würden oder es auch bereits taten. Neben Person A und B, die in Fortdauer der Interviews aufgrund ihrer Erfahrungen innerhalb von Organisationen eine Vielzahl an relevanten Anliegen beschreiben konnten, war es bei den restlichen Befragten vor allem ein Nennen von Themen, denen mehr Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit guttäte oder Unterstützung verdienten. So kann bei Person A das gemeinsame Problem vieler muslimischer Jugendlicher in Wien, aufgrund von Distanz zu der zentraleuropäisch-christlich geprägten Mehrheitsgesellschaft, nach Zusammenhalt und Identitätsfindung genannt werden. Die Probleme des Alltags, mit denen die Betroffenen zu kämpfen hätten, wurden als Folgeerscheinungen dieser Ursache gesehen. Mittels Heranführen an die Gemeinschaft durch junge Menschen mit der gleichen Ausgangslage oder ähnlichen Erfahrungen wollte die „Muslimische Jugend Österreichs“ individuell Lösungen aufzeigen. Durch die Größe der gesamten Organisation von vielen Tausend Mitgliedern ergaben sich mitunter Zugänge zu Kompetenzen und Mitteln, die sonst nicht zur Verfügung stehen würden. Diese für A interessante Ausgangslage und der enge Kontakt zu einer Gruppe wären derart abwechslungsreich, dass aufgrund der ihm zur Verfügung stehenden knappen Zeit, kaum Spielraum für sonstige

Engagements oder andere Themen bestanden.

Person B, ein Mitglied der „Aktion kritischer SchülerInnen“ und der „Sozialistischen Jugend Wien“, musste sich ebenso für eine Richtung der Aktivität entscheiden. Als Kind von nichtösterreichischen Eltern, die zusätzlich nicht aus demselben Land stammten, war er immer wieder Alltagsrassismus ausgesetzt, was ihn zur Erkenntnis brachte, dass es in Österreich viele verschiedene unterprivilegierte Bevölkerungsgruppen gebe, denen in weiterer Folge auch geholfen werden müsse. Dazu zählte er aus eigenen Erfahrungen ursprünglich Immigranten, erweiterte er aber während und nach dem Aktivwerden für diese linkspolitische Jugendorganisation ebenso auf Arbeiter, Frauen, nichtheterosexuelle Menschen und andere marginalisierte Gruppen. Die Konsequenz aus dieser Assoziationskette von Ungleichheiten machte den Weg für eine umfassende Systemkritik frei, auf dem die Ursache der unfairen Verteilung in einem kapitalistischen Wirtschaftssystem verändert werden sollte. Wie A entschied auch Person B, sich einer Organisation anzuschließen und sich auf jene Sache zu konzentrieren, die unmittelbares und sofortiges Engagement am meisten bedurfte. Auch in diesem Fall stellte sich die Frage nach anderen Aktivitäten aus Zeitgründen wenig, und wurde mit der angestrebten Systemkritik und Ursachenbekämpfung untermauert, da Symptombekämpfung für Person B zwar wichtig wäre, allerdings langfristig keine Problemlösung sein könne.

Bleibt also die Frage, wofür sich derzeit nichtaktive Jugendliche engagieren würden, oder auch welche Themen verstärkt angegangen werden sollten. Von den Fällen C, E und F wurden dabei vorrangig Umwelt- und Klimaschutz sowie der nachhaltige Umgang mit Ressourcen genannt. C erwähnte daneben auch eine konkrete Initiative gegen stadtplanerische Fehlentwicklungen wie dichte städtische Verbauung und kleiner werdende Grünflächen. Politik als Betätigungsfeld kam in diesem Gesprächszusammenhang bei den drei genannten Fällen gar nicht zur Sprache, ganz anders als bei Person D. Dieser Schüler eines Gymnasiums stellte erste Assoziationen zu Politik, Rassismus, Gewaltprävention, ungelösten Problemen mit Ausländern und sozialer Gerechtigkeit her. Die zum Zeitpunkt des Gesprächs akute Finanz- und Wirtschaftskrise in Griechenland zum Anlass nehmend, kamen hierbei Bezüge zur Situation in Österreich zu tragen, bei der vom Befragten Parallelen ausgemacht wurden und in weiterer Folge in Ursachenforschung für steigende Gewalt und Rassismus mündeten. So nahm Person D eine Ausnahmeposition ein, da er sich selbst als politisch informiert und interessiert bezeichnete, gleichzeitig jedoch vorgegebene

Strukturen des Engagements, etwa in politischen Parteien oder NGO's ablehnte, und auf die regierenden Politiker und ihre Untätigkeit bezüglich akuter Probleme verwies. Zwar konnten im weiteren Verlauf des Gesprächs Hinweise für eine grundsätzliche Bereitschaft gefunden werden, sich in Kontroversen aktiv und leidenschaftlich für seine Überzeugungen einzusetzen, jedoch blieben bisher tatsächliche Schritte aus. Schwelende und in Einzelfällen auch offen ausgetragene Konflikte mit türkischstämmigen Jugendlichen aus der unmittelbaren Wohngegend des Befragten D könnten dies jedoch jederzeit ändern. Zerrissen zwischen der Ablehnung von Rassismus einerseits und den zunehmend aggressiveren Auseinandersetzungen mit Burschen türkischer Herkunft andererseits, erzeugte bei D zunehmend Vorbehalte gegen Ausländer, die sich seiner Ansicht nach nicht in die österreichische Gesellschaft integrieren wollten. Somit waren die Polarisierung der Bevölkerung aufgrund der Untätigkeit der gemäßigten Parteien sowie den Verhetzungen der FPÖ für ihn erklärbar und auch auf beiden Seiten verständlich.

Fazit

Es zeigte sich, dass Inhalte, die nach Ansicht der Befragten nach Engagement verlangen würden, von höchst unterschiedlicher Reichweite und Relevanz geprägt waren. Aus den beispielgebenden Nennungen stechen besonders jene hervor, die mit Erlebnissen verbunden werden konnten. An die vorderste Stelle trat dabei ein Themenkomplex, der im weitesten Sinne mit Diskriminierung und seinen Folgen umschrieben werden kann. Je unmittelbarer diese Erfahrungen auf die Aussagenden selbst bezogen waren, desto genauer konnten diese Problemdarstellungen und Möglichkeiten zur Lösung nennen. Auch der Weg vom latenten Interesse zum manifesten Auftreten von diversen Engagementformen erklärt sich durch diese Assoziationskette. Dabei fällt des weiteren auf, dass das Bewusstsein über die Relevanz für die eigene Person damit auch sehr schnell in eine Projektion, beziehungsweise Transzendenz auf die gesellschaftliche Grundgesamtheit mündete. Es kann daraus geschlossen werden, dass die von Ausgrenzung selbst betroffenen Personen eine Form der Solidarität oder des Gruppenbewusstseins ausbildeten.

Bei den Nichtengagierten folgten den Fragen nach interessanten oder verfolgungswerten Themen durchwegs unklarere Antworten. Neben einer kurzen Klärungsphase, was mit Engagement gemeint wäre, gaben diese vor allem global diskutierte Phänomene betreffend Umweltschutz und dergleichen als mögliches Betätigungsfeld an. Mit dieser grundlegend abstrakteren Charakteristik bezüglich Anknüpfungspunkten und der persönlichen Distanz zum Thema verbunden, kann auch

die Vagheit der Lösungsansätze erklärt werden. Es wäre demnach überzogen, in diesen Fällen von einer erwünschten Normenveränderung zu sprechen. Eher passend ist es, von zugrundeliegende Werten als Motiv zu sprechen, da Vorstellungen über alternative Wege von tatsächlichen Handlungen großteils nur ungenau definiert werden konnten. Auch hierbei sollte ein oftmals aufgetretener Bezug zur Politik nicht unerwähnt bleiben. Wie in Thema 9 noch ausführlicher beschrieben, unterscheiden sich die gesellschaftlichen Interessensbezüge der befragten Jugendlichen von ihren Ansprüchen an Politiker und Parteien, da selbst bei den beiden Engagierten „erwachsene Politik“ keine Alternative zu ihrem Tun darstellte.

7.3.4. Thema 4 - Familie

Die familiären Bedingungen geben ein heterogenes Bild in Größe und Zusammensetzung moderner Haushalte wieder, wobei nur Person B als Einzelkind aufwuchs. Alle anderen Befragten lebten über viele Jahre mit mindestens einem Bruder oder einer Schwester im selben Haushalt, wobei auch Geschwister aus Patchworkfamilien dazuzählten. Person B und D wohnten dabei die längste Zeit ihres Leben bei ihrer allein erziehenden Mutter, während Person E als einzige bereits über eine eigene Wohnung verfügte. Auch standen alle Interviewten bis dato in engem und häufigen Kontakt zu ihrer Familie, sodass zum Thema „Familie“ aktuelle Aussagen getroffen werden konnten. Trotz der zumindest teilweise ausländischen Herkunft der Familien A und B sind diese nicht die einzigen Fälle mit internationalen Kontakten und daraus entstandenen Erfahrungen. So verbrachte Person D bereits einige Zeit in Dubai, um den dort lebenden Vater und seine Halbgeschwister zu besuchen. Damit hatte D trotz seiner fast ausschließlich in Österreich verwurzelten Biographie ebenfalls Einblicke in eine Form der Migration, wenngleich diese weder auf Aus- oder Einwanderung beruht, sondern vielmehr auf einem transmigrantischen Charakter.

Befragt nach der Engagementbereitschaft oder den Standpunkten der Familien zum erweiterten Hauptthema der Interviews, stellte sich als einzige Gemeinsamkeit bei allen Fällen ein zwar großteils interessiertes, wenngleich auch mehr oder weniger passives Verhalten heraus. Tatsächlich aktiv waren keine Mitglieder der 6 Familien, was jedoch A und B nicht davon abhielt, selbst Initiative zu zeigen, und bei D trotzdem eine latente Bereitschaft vorherrschte, sich für interessante Themen stark zu engagieren. Neben den jeweils eigenen positiven Bewertungen des Phänomens

für sich, gaben auch alle Befragten an, dass ihre Familien, zumindest aber ihre Eltern, Verständnis, Akzeptanz oder gar Unterstützung entgegenbringen würden, käme es zu einem tatsächlichen Eintreten für ein angestrebtes Ziel. Da bei A und B manifestes Engagement vorlag, können Annahmen zur positiven Bewertungen durch Erzählungen von derartigen Situationen untermauert werden. Der entscheidende Moment lag hierbei in der beiderseitigen stillen Annahme, dass die dafür infrage kommenden Themen des Aktivwerdens, im großen und ganzen mit den Ansichten der restlichen Familienmitglieder übereinstimmten. So schätzt keine der befragten Personen ihre eigenen Einstellungen als von jenen der Eltern oder Geschwister divergierend ein. Wenngleich mehrmals zurückhaltende Einwände für oder gegen die Meinungen der Interviewten von den Familien ausgesprochen wurden, so waren alle überzeugt, Unterstützung zu erfahren, sobald die Wichtigkeit der oder des Anliegens abgeklärt wäre. Somit kann vermutet werden, dass in allen Fällen das Eintreten für wichtige Belange als geteilter Wert innerhalb der Familien vorherrschend ist, und eine relativ starkes manifestes Wissen darüber besteht. Auch waren sich die meisten Fälle bewusst, dass sie besonders von ihren Eltern in dieser Hinsicht geprägt wurden.

Bei jenen die tatsächlich für ein Anliegen tätig wurden, bestätigte sich die Annahme einer familiären Unterstützung, indem vor allem die Eltern dieser Personen dazu wohlwollende Worte fanden und mit Ratschlägen und Aufmunterung ihren Kindern in schwierigen Zeiten zur Seite standen. Jedoch gab es ebenfalls kritische Einwände bezüglich des Ausmaßes des nun manifesten Engagements und bezogen sich in erster Linie auf Sorgen über geringeren Lerneifer und allgemein weniger Zeit für die Verbesserung der Schulleistungen. In den Fällen A und B, also jenen die seit längerem in Organisationen tätig waren, gaben beide an, sich nicht auf bestehende Erfahrungen älterer Geschwister stützen zu können, und sich somit die Akzeptanz ihres Tuns innerhalb der Familie erkämpfen mussten. Im ersten Beispiel lag das daran, dass diese Person das älteste einer kinderreichen Familie war, im zweiten handelte es sich um ein Einzelkind, das zusätzlich von seiner alleinerziehenden Mutter aufgezogen wurde. Generell sind diese beiden als starke Persönlichkeiten zu bezeichnen, da sie auch in anderen Belangen, etwa Schul- und Studienwahl sowie der Erlangung einer gewissen Selbständigkeit nicht nur uneingeschränkte Zustimmung erfuhren.

Bei den bis zum Gesprächszeitpunkt nicht aktiv eintretenden Jugendlichen wurden Vermutungen darüber angestellt, wie deren Eltern im Falle eines Engagements reagieren würden. In allen

Interviews wurden Zweifel an der Vereinbarkeit zwischen Schule, Freizeit und eben freiwilliger Betätigung für ein Anliegen geäußert. Dennoch gingen diese Personen davon aus, ebenso von ihrer Familie unterstützt zu werden, wie dies in den Fällen A und B auch tatsächlich geschehen ist. Allerdings wird diese Hilfestellung auch derart interpretiert, dass das Tätigwerden gleichzeitig zu einer moralischen Verpflichtung führen, und ein wenig intensives Engagement negativ ausgelegt würde. Dadurch entstand die Vorstellung, dass das Einsetzen für oder gegen eine Sache entweder mit voller Kraft oder eben erst gar nicht erfolgen könnte. Diese Ansicht wurde aber nicht direkt von Aussagen der Familienmitglieder abgeleitet, sondern ist in den eigenen Meinungen der Jugendlichen verankert. In Verbindung mit knapper Freizeit und Vereinbarkeit mit anderen Interessen führte dies dazu, dass sich diese Personen bisher oder auch zu einem späteren Zeitpunkt nicht gewillt zeigten, derartige Verpflichtungen einzugehen. Die bereits angesprochene familiäre Prägung der eigenen Ansichten und Ziele der Jugendlichen ist auch aus diesem Blickwinkel nachvollziehbar. In keinem der Fälle wurden Vermutungen angestellt, dass die tatsächlichen oder auch potentiellen angestrebten Ziele jenen der eigenen Familie widersprechen. Somit ist auch die Annahme erklärbar, in fast allen für sie erdenklichen Meinungen Unterstützung zu erhalten.

Die Ambivalenz zwischen der elterlichen Autorität in der Kindererziehung und dem Wunsch nach mehr Freiraum und Unabhängigkeit spiegelt sich auch in diesem Thema wider. So versucht besonders Person E das Verhältnis zum Elternhaus in einem für sie erträglichen Maß zwischen elterlicher Kontrolle und individuellen Freiräumen zu halten. Im Fall D wiederum besteht eine Kluft zwischen Familienleben und mit Freunden verbrachter Freizeit. Hierbei wurde erwähnt, dass D gewisse Themen, die von hoher Relevanz waren, erst gar nicht mit Familienmitgliedern besprochen würden. Der Grund dafür besteht in der Ansicht D's, dass etwa aggressive Auseinandersetzungen mit anderen Jugendlichen kaum auf elterliches Verständnis stoßen würden und die damit verbunden Probleme nicht ernstgenommen würden. Dies habe damit zu tun, dass etwa das schwierige und gewaltgeprägte Zusammenleben mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund ein eher neues Problem sei. Frühere jugendliche Generationen wären nicht unter diesen Bedingungen aufgewachsen und hätten daher keinen Draht zur aktuellen Jugend. Damit begründete sich für D eine Art Doppelleben, das zwar ein intaktes Familienleben ermögliche, jedoch schwierige Themen wie das soeben genannte aussparen würde. Von großer Wichtigkeit sind in diesem Zusammenhang auch Aussagen der Personen C, D und E, wenn es um die Autoritätshörigkeit selbst geht. Dabei spielt es zur Erklärung des (Nicht-) Zustandekommens

von Engagement kaum eine Rolle um welche Art der machthabenden Instanz es sich handelt. Eltern und staatliche Institutionen wurden als Beispiele genannt, die als mögliche Gegenspieler auftreten könnten. Mehrmals wurde geäußert, dass das Unrechtsempfinden und in weiterer Folge die Relevanz für die befragten Personen darüber entscheide, sich für oder gegen etwas einzusetzen.

Fazit

Durch das Forschungsdesign bezüglich der Auswahl an zu befragenden Jugendlichen, beruhten Aussagen über die jeweils eigene Familie nicht nur auf aktuellen Erfahrungen und Assoziationen, sondern auch auf einem in jedem Fall vorhandenen Naheverhältnis zu Eltern und Geschwistern. Da kaum räumliche oder zeitliche Distanzen im Kontakt zwischen den Familienmitgliedern auftraten, gewinnen dazu getätigte Aussagen an zusätzlicher Bedeutung.

Auffallend waren Gemeinsamkeiten bezüglich einer grundlegenden Skepsis gegenüber Politik und Vorbehalte gegenüber stark ausgeprägten außerschulischen Aktivitäten. So waren Gespräche über gesellschaftliche oder rein politische Anliegen kaum Thema innerhalb dieser Familien. Verbunden mit der einhelligen Meinung, wonach besonders die Eltern auf sie selbst prägende, das heißt nachhaltige Spuren hinterlassen hätten, verweist die eigene Skepsis der Jugendlichen auch auf jene der engsten Verwandten. Zwar gaben alle Befragten an, im Falle der Entscheidung, sich für eine Sache zu engagieren, auf die Unterstützung der Familie zählen zu können, jedoch wurde keinem der Jugendlichen eine direkte oder indirekte Aufforderung zuteil, dies auch zu tun. Mit der vermittelten Skepsis wurden auch die in Organisationen tätigen Personen A und B konfrontiert. Die daraus resultierenden Reaktionen auf das Tun seitens der Familie können am ehesten mit Besorgnis zusammengefasst werden. Die restlichen Befragten wiederum konnten nur hypothetische, das heißt zu erwartende Reaktionen ihrer Familien formulieren, die vor allem darauf bezogen wurden, das schulische Vorankommen nicht zu bremsen oder Leistungseinbrüche zu riskieren. Gleichzeitig vermuteten C, D und E, dass sie im Falle der Entscheidung, sich für etwas zu engagieren, unter kritischer Beobachtung stehen würden. Eine derartige Verpflichtung dürfe daher nicht voreilig und nur nach reichlicher Überlegung getroffen werden und nachlassender Einsatz oder Verlust des Interesses würde demzufolge von Eltern stark kritisiert werden. Der damit einher gehende Druck auf die Befragten muss daher besonders hervorgehoben werden, da dieser aus der Vorrangstellung des familiären Umfelds stammt und wie im Abschnitt

über die jugendliche Sozialisation beschrieben⁵, neben Peergroups die Entwicklung der Jugendlichen nachhaltig beeinflusst.

7.3.5. Thema 5 - Jugendliche

Besonders schwer fiel es fast allen Befragten, die Generation der heutigen Jugendlichen zu beschreiben. Aus den zögerlichen Reaktionen betreffend einer Charakterisierung von AlterskollegInnen der eigenen Lebenswelt, aber auch im abstrakten Kontext einer ganzen Generation, kann zunächst geschlossen werden, dass es wenig hervorstechende oder dominante Gemeinsamkeiten zu geben scheint. Mit Fortdauer der Erhebung und auch einigem Nachfragen gelang es jedoch zu umfangreichen Aussagen zu diesem Thema zu kommen. Zunächst fallen einige Übereinstimmungen auf, wie etwa eine vermutete Vereinzelung der Jugendlichen. So schätzten C, D und E ihre AlterskollegInnen als orientierungslos, abgekapselt oder egozentrisch ein, wobei sie sich selbst nicht, oder wie im Fall E nur bedingt derart beschreiben würden. Auch andere Generalisierungen fielen eher negativ aus, denn es fehle an einem „Wir-Gefühl“, woraus sich wiederum als Konsequenz kein Zusammenhalt, wenig Teamerfahrungen, kaum Respekt vor Mitmenschen und für D auch keinerlei Konformismus ergäben. Verweigerungen bezüglich Autoritäten jeglicher Form, Aggressionen und Beschränkung des eigenen Denkens auf einen überschaubaren und engen Horizont wurden ebenfalls als typisch jugendlich vorgebracht.

Gleichzeitig würden Jugendliche oftmals medial oder generell von der Erwachsenenwelt mit den eben genannten Adjektiven in einen Topf geworfen und als überzogen negativ dargestellt. Dieser Meinung waren auch A und B, die aufgrund ihres semiprofessionellen Verhältnisses zu Jugendlichen generell über viele individuelle Erfahrungen zu einem durchwegs positiveren Befund über den Zustand der Jugend tendierten. Auch diese beiden kannten die negativen Bewertungen, kamen aber darüber hinaus aus eigener Erfahrung zu einem differenzierten Bild, beziehungsweise führten derartige Pauschalurteile auf gesellschaftliche Bedingungen und auch auf medial vermittelten Pessimismus zurück. Damit gingen sie mit Einwänden der Fälle C bis F einher, die ebenso mangelndes Verständnis und Willen zur thematischen Auseinandersetzung mit jugendlichen Lebenswelten vermuteten. Das von außen vor allem medial gezeichnete Bild der

5 siehe Kapitel 3.3.1.1. „primäre Sozialisation“

Jugend sähe demnach folgendermaßen aus. Jugendliche müssten als Sündenböcke für Gewalt und Kriminalität im öffentlichen Raum und an Schulen herhalten. Zwar machte D bereits persönlich mehrmals schlechte Erfahrungen mit Gleichaltrigen, die eben diesem Bild entsprachen, jedoch gab auch er an, dass mediale Berichte oftmals überreagierten und wenige Vorfälle zur Pauschalisierung der ganzen Schülerschaft nutzten. Da er selbst in eine Schule ging, in der sich einige Mitschüler bei einer Exkursion in ein Konzentrationslager mit rechtsradikalen Aussagen bemerkbar machten, und dies in den Nachrichten tagelang Thema war, konnte er große Unterschiede zwischen tatsächlichen Gegebenheiten und anschließender Berichterstattung ausmachen. Dies nahm er zum Anlass, kursierende Zuschreibungen zu hinterfragen und generalisierte Anschuldigungen abzulehnen.

Trotzdem zeichneten auch andere Aussagen der Befragten über ihre Altersgenossen ein negatives Bild. Sowohl von Medien, Erwachsenen als auch Jugendlichen selbst würden derartige Einschätzungen kommuniziert. Konkret wären dies von außen herangetragene Erwartungen wie Leistungsdruck in der Schule und Gehorsam in Bezug auf Vorgaben aus dem Elternhaus, die bei fehlendem Verständnis für deviantes Verhalten von LehrerInnen und Eltern, zu Verweigerung und Desinteresse bei den Gleichaltrigen führen würden. Person A konstatierte gar eine tendenzielle Abstumpfung der Jugend, die vor allem auf das einseitige mediale Angebot und den oftmals ausschließlichen Konsum von gewaltgeprägten Inhalten zurückzuführen sei. Die daraus resultierende Interessenlosigkeit für Dinge außerhalb des unmittelbaren Umfeldes wäre die Folge. Als ein so genannter Engagierter, der hauptsächlich mit eben solchen Jugendlichen zu tun hatte, sah sich A jedoch in der Rolle des Vermittlers, der diese aus einer Schiefelage herausholen und alternative Wege der Identitätsstiftung sowie sinnvolle Beschäftigungen herantragen wollte. Person C wiederum sah ihre Generation als Summe von Individuen, die in erster Linie mit sich selbst beschäftigt wären. Als Basis dieser Meinung nannte sie Fernsehsendungen und im speziellen Reality-Shows, in denen Teenager mit schlechtem Benehmen, Unwissen, fehlender Selbstständigkeit und trivialen Interessen gezeigt würden. Auch wenn E die Gültigkeit derartiger Zuschreibungen hinterfragte, gab sie dem Tenor der Berichte aus diesen TV-Shows recht. Die in abgeschwächter Form aus ihrem Umfeld bekannte Trägheit und respektlose Aufmüpfigkeit gegenüber Eltern und Erwachsenen im allgemeinen, führte sie auf fehlende oder zu weiche Erziehungsmethoden zurück. So hatte sie sich schon mehrmals über das Benehmen von Gleichaltrigen und vor allem Jüngeren gewundert und damit verstanden, warum bei Erwachsenen

oftmals ein schlechtes Bild von Jugendlichen entstanden wäre.

Positive Aspekte der jugendlichen Generation blieben bei den Erzählungen der Nichtengagierten in der Minderheit. Wenn überhaupt, so geschah dies im Zusammenhang mit Erklärungsversuchen und Rechtfertigungen für negative Vorkommnisse. Von fast allen Befragten kam dabei als wichtiger Punkt das fehlende Verständnis zwischen junger und erwachsener Generation zur Sprache. Die Erwartungshaltung, zur Besserung der Situation beizutragen, lag jedoch viel stärker bei den Älteren, die es verabsäumt hätten, Probleme ihrer Kinder oder der Jugend an sich ernst zu nehmen. Diese Ansicht kommt besonders bei D zu tragen, der aufgrund seiner persönlichen Konfrontationen mit Burschen mit türkischem Migrationshintergrund besonders die Ignoranz von erwachsenen Ansprechpersonen kritisierte. Er führte dies darauf zurück, dass Einwanderung und die daraus entstandenen Probleme, erst im Zeitraum ab den 1980er Jahren erfolgt wäre, und die derzeitigen Erwachsenen somit negative Erfahrungen in ihrer Jugendphase nicht gemacht hätten. Da offene Gewalt und andere aggressive Handlungen im Erwachsenenalter nicht mehr in diesem Ausmaß vorkommen würden, fehle diesen der Zugang zu seinem Anliegen, fremdenfeindliche Ansichten nicht a priori als unsinnig oder als erfundenes Problem zu beurteilen. Er verstand daher auch andere xenophobe Jugendliche, da sie wie er selbst nicht ernst genommen würden. In diesem Punkt verknüpfen sich Passagen der Interviews A, B und D. Während D mit fehlender Resonanz kämpfte, konnten A und B aus der Perspektive des eigenen Migrationshintergrundes, aber auch aus jener von vielen anderen Jugendlichen berichten. So hätten die meisten davon neben Alltagsrassismus auch mit Barrieren zu kämpfen, die in erster Linie auf die soziale Schichtzugehörigkeit und damit auf ökonomische und bildungsrelevante Hindernisse zurückzuführen wären. Bei unterprivilegierten Jugendlichen ergäben sich daraus Folgeerscheinungen wie Orientierungslosigkeit sowie fehlende Ziele und mangelndes Selbstvertrauen. Nicht nur für diese Gruppe, sondern für die gesamte Jugend gelte, dass ihr von Erwachsenen zu wenig Geduld entgegengebracht würde, und kaum Kontakt und damit Zugang gesucht würde. Auch könnten diese Probleme für die Gesamtheit der unterprivilegierten Jugendlichen reklamiert werden, selbst wenn sprachliche und kulturelle Anpassungsschwierigkeiten wegfallen würden.

In Bezug auf Engagement konnten A und B einen Punkt der Unwilligkeit feststellen, den es zu überwinden gelte. Zu den bereits genannten, hauptsächlich negativen Erscheinungen käme ein

strikt reglementiertes und organisiertes Aufwachsen, das besonders aufgrund der meist langen Ausbildungsphasen eine verschulte Jugend zur Folge hätte. Damit gehe ein starres Fügen unter Autoritäten und Anweisungen einher, sodass Jugendliche laut Person E nur noch dann aktiv werden würden, wenn man das von ihnen explizit verlange. Das wäre einem selbstinitiierten Engagement höchst hinderlich, wenngleich es von Teilen der Gesellschaft erwünscht wäre. Gehorsam einerseits und aufmüpfiges Verhalten andererseits widersprächen sich hierbei grundlegend. Allerdings wäre latentes Interesse am Mitwirken bei Jugendlichen durchaus vorhanden, und könne sehr schnell vonstatten gehen. Dies sieht B besonders in seiner Arbeit als SchülerInnenvertreter bestätigt, in der sich SchülerInnen bei ihnen wichtigen Themen überaus begeistert und dauerhaft engagierten. Zwar wäre der Zuspruch stimmungsabhängig, aber im allgemeinen von Eifer und starker Motivation getragen. In einem anderen Kontext, nämlich der Hilfe und Unterstützung von muslimischen Teenagern, zeichnete sich für Person A das gleiche Bild ab. Seiner Ansicht nach bedürfe es nur eines gemeinsamen Ziels um unglaubliches Engagement bei dieser Gruppe zu bewirken. Beide, A und B, machten in ihrer Tätigkeit bereits öfter die Erfahrung, Jugendliche in ihrem Eifer bremsen zu müssen, um nicht über das Ziel hinauszuschießen. Auch D, E und F konnten sich durchaus vorstellen, dass ein starkes Potential an Aktionsbereitschaft vorhanden wäre. So glaubten die beiden letztgenannten, dass die Wichtigkeit der Anliegen und das Verständnis, dass es jeden einzelnen selbst betrifft, die Mehrheit der Gleichaltrigen zu Engagement führen würde. D nannte hierbei sogar ein konkretes Thema, nämlich ein nichttrassistisches Aufmerksammachen auf die bereits erwähnten Probleme mit türkischen Immigranten der 2. und 3. Generation.

Was institutionalisierte Politik und Wahlbeteiligung betrifft, sahen D und E die Herabsetzung des Wahlalters auf das vollendete 16. Lebensjahr überaus kritisch. Aufgrund mangelnder oder gänzlich fehlender politischer Bildung wussten viele der Gleichaltrigen nichts mit den zur Wahl stehenden Parteien einerseits, und den verfolgten Strategien und Themen andererseits anzufangen. Während F mit Politik selbst nichts anzufangen wusste, waren A und B von der Politik enttäuscht oder sahen sie als verrückt an. So war es für B nicht verwunderlich, dass oberflächliche, rechtsextreme Positionen stärkeren Anklang bei Jüngeren fänden, da sie zwar falsche, aber einfache Lösungen anböten - im konkreten Fall die Präsentation eine Sündenbocks, nämlich die Gruppe der MigrantInnen.

Alle selbst mehr oder weniger stark interessierten Personen, also A, B, D und E verlangten daher

von Erwachsenen und Politik, anders auf Jugendliche zuzugehen. Das könnte mittels besserer Themenwahl, als auch über eine bessere Kandidatenwahl und -präsentation geschehen. Besonders um sich ein Bild von diesen machen zu können, war für E der unmittelbare Austausch mit Politikern wünschenswert. D wiederum sehnte sich nach Erwachsenen, die aus freien Stücken auf Jugendliche zugehen würden um Ideen und Lösungswege aufzuzeigen. Daraus kann sowohl der Wunsch nach Anteilnahme, als auch nach Akzeptanz und Anleitung herausgelesen werden.

Fazit

Schon durch die Einleitung dieser Masterarbeit, in der die vornehmlich erwachsene Zuschreibung der Jugend hinterfragt wird, stellt die Beschreibung und Charakterisierung einen Schwerpunkt der Analyse dar. Besonders hervorstechend ist die vorherrschende unklare Sicht auf die eigene Altersgruppe. Es kann aus den zögerlichen Wortmeldungen zunächst abgeleitet werden, dass besonders bei den jüngeren Befragten wenig Information darüber vorhanden ist. Das Selbstverständnis, als Angehöriger einer Gruppe Gemeinsamkeiten zu teilen, dürfte sich erst langsam entwickeln. Andererseits kamen durch Folgefragen in den Interviews durchwegs als allgemein gültig definierte Assoziationen zu Tage, die wiederum fast ausschließlich negativ behaftet waren. Die zuvor genannten Charakteristika wie Vereinzelung, fehlende Kooperation, aggressionsdominierte Wege der Konfliktlösung, usw., können mit einem fehlenden „Wir-Gefühl“ zusammengefasst werden. Da Gefühle jedoch nur schwer als soziologische Kategorie der Analyse tauglich sind, stellt sich die Frage nach den zugrundeliegenden strukturellen Bedingungen. Versteht man das „Wir“ als gegenseitige Erwartung von Solidarität zwischen Angehörigen einer nominalen Gruppe, so können die vorgebrachten typisch jugendlichen Charakteristika abträglich für das Erfolgen einer solchen Kooperation bezeichnet werden.

Darüber hinaus entsteht der Eindruck, dass von außen vermittelte Zuschreibungen von Eltern, LehrerInnen und Medien, nicht abgelehnt werden, sondern eher zur Übernahme bei den Jugendlichen führen. Mehrmals wurden Beispiele aus TV-Serien, so genannten „Reality-Dokumentationen“, die sich der dramatischen Zurschaustellung jugendlicher Problemfelder verschrieben hatten, genannt. Darstellungen, die den negativen Zuschreibungen entsprechen, werden bereits seit einigen Jahren mit großem Erfolg ausgestrahlt, und haben laut C, E und F für den Großteil ihrer AlterskollegInnen Gültigkeit. Offen bleibt die Frage, ob es sich hierbei nur um eine Art der selbsterfüllenden Prophezeiung handelt, wenn Jugendliche die Perspektive des

Schaulustigen bei überzeichneten Darstellungen anderer einnehmen, und Analogien aus dem eigenen Umfeld als ebenso dramatisch oder gar pathologisch beurteilen. Dass das medial verbreitete, negative Image von Jugendlichen als Norm und Referenz für eigene Handlungen herangezogen wird, ist dann einleuchtend, wenn es um die Distanzierung der eigenen Person geht. Offensichtlich wird dies in jenen Interviewpassagen, in denen die Befragten Vergleiche mit den eigenen Erfahrungen anstellen. Denn nicht nur auf sie selbst, sondern auch auf Freunde würden die genannten Beschreibungen nicht oder nur in geringem Ausmaß zutreffen.

In eine andere Richtung gehen die Bewertungen jener, die sozusagen Experten für Jugend im doppelten Sinne sind. A und B, die durch ihre langjährige freiwillige Arbeit mit Jugendlichen Einblicke über die eigenen wie auch fremden Ansichten haben, bescheinigen der Jugend ein hohes Potential an Engagementbereitschaft. Doch auch diese beiden Personen kritisierten das Ausmaß an Einsatz, fehlende Zielsetzungen sowie Abstumpfung bei ihren AlterskollegInnen. Was aus positiven wie negativen Aussagen jedoch herauszulesen ist, kann als Unzufriedenheit mit einer passiven, jungen Generation bezeichnet werden. Die Weigerung, Themen aufzugreifen und gemeinsame Wege der Bewältigung zu finden, kann zum einen auf die genannten äußeren Faktoren zurückgeführt werden, jedoch wäre dies als einzige Erklärung zu kurz gegriffen.

7.3.6. Thema 6 - Erwachsene

Zu diesem Punkt können nur Passagen aus zwei Interviews herangezogen werden, da in den restlichen Gesprächen nicht auf Erwachsene als Gesamtheit eingegangen, sondern etwa explizit auf Eltern verwiesen wurde.

Konkret konnten D und E jedoch einige Charakteristika der älteren Generationen nennen, die in erster Linie auf Verhältnis, Ansprüche, Forderungen und Gewährungen bezüglich Jugendlichen abzielten. Beginnend mit den an sie implizit oder explizit herangetragenen Erwartungen, nannten beide Personen die ambivalente Forderung der Erwachsenen, sich einerseits nichts gefallen zu lassen und Kritik zu üben, während andererseits Konformismus und Gehorsam eingemahnt würden. Zweiteres wurde zwar von beiden als notwendig und nachvollziehbar verstanden, jedoch in der Ausformung kritisiert. So waren für D keine klaren Grenzen für ein angemessenes Verhalten

vorgegeben, wodurch es ihm schwer fiel sich an diesen Ansprüchen zu orientieren. In weiterer Folge führte er diesen Umstand darauf zurück, dass es auf Erwachsenenseite eine starke Ignoranz gegenüber Anliegen der Jugend gäbe, und etwa gesellschaftliche Fragen nur in Wahlkampfzeiten von politischen Parteien an sie herangetragen würden. Nach der Instrumentalisierung als Wählergruppe und dem abschließenden Urnengang stünden Jugendliche allerdings wieder mit ihren Problemen allein da. Schlimmer noch wären konkrete Ereignisse, in denen seine Probleme mit Kindern von Immigranten mit LehrerInnen und Eltern diskutiert, jedoch als trivial und unwichtig abgetan wurden. Dies hätte auch damit zu tun, dass etwa Eltern kaum etwas über das Leben ihrer Kinder wüssten, und selbst wenn es auch gar nicht glauben wollten oder könnten. Dabei räumte Person D ein, dass dies durch eine wechselseitige Abschottung bedingt sei, denn Jugendliche wollten oder müssten Erwachsenen vieles verheimlichen.

Für E standen überzogene Ansprüche bezüglich allgemeinem Lernverhalten und der Schulleistung sowie dem Benehmen im Vordergrund. Die an sich sinnvollen und legitimen Forderungen vor allem von Eltern wären demnach zu hoch angesetzt und führten in weiterer Folge zu Frustration bei ihren Kindern. Auch das über Medienberichte verbreitete negative Gesamtbild der Jugend spielte dabei eine wichtige Rolle. Wiederum waren es die im Fernsehen überaus präsenten Reality-Dokumentationen – als Beispiele wurden unter anderem „Teenager werden Mütter“, „Saturday Night Fever“ und „Frauentausch“ genannt - die einseitig und überzeichnet Alltagsprobleme und Ausnahmesituationen thematisierten. Person E vermutete daher, dass bei Erwachsenen nach dem Konsum dieser Sendungen zwangsläufig der Eindruck entstehen müsse, dass das Gezeigte ein repräsentatives Sittenbild der Jugend sei. Sie selbst konnte daher polemische Reaktionen der Erwachsenen durchaus verstehen. Zu ihren AltersgenossInnen hielt sie eine kritische Distanz, da sie bereits des öfteren jugendliches Fehlverhalten selbst beobachten konnte, und bei Fehlverhalten einen strengeren Umgang mit Jugendlichen befürwortete.

Fazit

Auch durch wiederholtes Nachfragen konnten die meisten befragten Personen kaum explizite Aussagen über die Erwachsenengeneration entlockt werden. Vielmehr wurden die eigenen Eltern synonym als Stellvertreter für diese Gruppe verwendet. Dieser Umstand widerspricht zwar nicht der Fragestellung, ist jedoch als umso wichtiger zu bewerten, wenn man die Unklarheiten der Befragten bezüglich ihrer eigenen Altersgruppe miteinbezieht. Nicht nur über die Jugend bestehen

demnach kaum gültige Definitionen, dies gilt auch für Erwachsene im allgemeinen und Eltern im speziellen. Zieht man persönliche Bindungen mit und Ansichten über die Erziehungsberechtigten ab, entsteht der Eindruck, Erwachsene stellten für die Befragten keine eigene Gruppe dar. Subsumierend kann daraus geschlossen werden, dass hierbei kaum oder gar kein Generationendenken vorherrscht. Aus der soziologischen Theorie über Jugend als Gruppe⁶ wurde bereits abgeleitet, dass diese nicht nur durch Gemeinsamkeiten und Merkmale zwischen Individuen, sondern auch durch Zuschreibungen und Vermittlung von außen entstehen. Bezieht man die Gesprächstexte als symbolisch vermittelte Folge dieses Umstands mit ein, so hieße das, dass Jugendliche vor allem in ihren Rollen als Kinder und Schüler determiniert sind und nicht aufgrund des Alters. In Verbindung mit dem oftmals auf das Klassenzimmer und das unmittelbare Wohnumfeld beschränkten Interaktionsradius, steht die Jugendgeneration als Gesamtheit isolierter Kleingruppen da. Jugendbezogene Bilder und Imperative von außen treffen damit hauptsächlich über die besagten Medien auf die jugendlichen RezipientInnen.

7.3.7. Thema 7 - Konkretes eigenes Engagement

Es liegt nahe, dass Personen die konkrete Aufgaben übernehmen, mit dem Begriff Engagement mehr anzufangen wissen, als jene, die entweder über wenig oder gar keine Erfahrungen verfügen. So ist es nicht verwunderlich, dass sich wiederum signifikante Unterschiede zwischen den Aussagen der Personen A und B einerseits und den restlichen GesprächspartnerInnen andererseits ergeben. Für die nichtengagierten Jugendlichen war es daher zunächst schwierig, Assoziationen mit diesem Thema herzustellen und bedingte eine Abklärungsphase zu Beginn dieser Gespräche. Dabei war es schwierig, keine Implikationen und Einschränkungen der Assoziationen zu bewirken und damit die Wahl des Inhalts den Jugendlichen selbst zu überlassen.

Nach konkreten Formen des Engagements befragt, wurden am häufigsten Demonstrationen, diverse Formen der öffentlichen Kundgebung und Unterschriftensammlungen genannt. D, E und F gaben als dafür in Frage kommende Felder die Politik an, während C Umwelt- und Tierschutz assoziierte. In all diesen Fällen kam es bis zum Interviewzeitpunkt zu keinem direkten Engagement bei den Jugendlichen, wobei zu den wichtigsten Gründen fehlendes Interesse (C und F) und Faulheit (D und E) zählen. Auch gab D an, selbst derzeit keinen Grund zu sehen selbst

6 siehe Kapitel 3.4. "Jugend als soziale Gruppe in der Moderne"

aktiv zu werden, wenngleich er potentielle Bereitschaft erkennen ließ. E wiederum charakterisierte Passivität als entlastend, da sie den Standpunkt vertrat, sich entweder ganz oder gar nicht betätigen zu wollen und weiters aus der Vielzahl an gesellschaftsrelevanten Problemen kein für sie hervorstechendes identifizieren zu können. Dies wäre laut E deshalb notwendig, da sich ein Mensch nicht um alles kümmern und daher für eine Sache entscheiden müsse.

Auffällig war bei der Gruppe der Nichtengagierten, dass diese Personen eine soziale Erwünschtheit sahen, gesellschaftliche Belange aufmerksam zu verfolgen, kritisch zu hinterfragen und sich auch für eigene Meinungen aktiv einzusetzen. Es konnte daher besonders bei E diagnostiziert werden, dass sich diese als Adressat eines latent vermittelten Aufrufs zum Aktivwerden verstand. Gleichzeitig ließ sie eine gewisse Frustration erkennen, da sie hohe Ansprüche bezüglich Intensität und Erfolg der Tätigkeit stellte, diese jedoch als unrealistisch bezeichnet wurden. Die Aussage: „Naja, machen kann man immer mehr. [...] Ja, es gehört auf jeden Fall mehr gemacht.“⁷ verdeutlicht dies und zeigte wiederum die grundsätzlich positive Einstellung zu dieser Art der Mitwirkung. Nicht nur bei sich selbst wurde die hervorstechende Rolle der Motivation festgestellt und mit dem Problem von fehlendem Interesse bei Jugendlichen assoziiert. Für E hatte dies einerseits mit mangelnder Kommunikation der sich engagierenden Gruppen, und andererseits mit dem fehlenden persönlichen Bezug bei Jugendlichen zu tun. Gemeint war, dass Junge verstehen müssten, selbst von Problemen und Gefahren betroffen zu sein. Dieses Bewusstsein zu erzeugen wäre daher die schwierigste und wichtigste Aufgabe von Interessensgruppen. Dass dabei häufig ungünstige Ausgangslagen bei den Zielpersonen beständen, nämlich Unwissen oder fehlende Auseinandersetzung innerhalb der Familien, stand für sie außer Zweifel. Ein tendenzielles Aussparen von Diskussionen zu derartigen Themen im familiären Umfeld schien für die nichtengagierten Personen in der Gesellschaft die Regel zu sein. Bei ihren FreundInnen und KlassenkollegInnen wurde vermutet, dass dieser Zustand noch viel mehr ausgeprägt wäre als bei sich selbst.

Mit Fortdauer der Gespräche kamen auch Assoziationen zu konkreten Tätigkeiten von NGO's und politischen Parteien zu Tage, die von einer distanzierten Grundhaltung geprägt waren. So machten die Jugendlichen bisher Erfahrungen im öffentlichen Raum, etwa mit Spenden- und

⁷ Interview E Zeile 110-112.

Unterschriftenaktionen. Von deren Sinnhaftigkeit im wesentlichen überzeugt, räumten C, E und F ein, Zweifel an der tatsächlichen Authentizität dieser Aktionen zu hegen. Besonders wurde bemängelt, dass AktivistInnen an häufigen Spenden interessiert wären, jedoch die damit finanzierte Arbeit oder erreichten Erfolge nicht kommuniziert würden. Es kann daher vermutet werden, dass sich die Interviewten zu einem gewissen Grad selbst bei erfolgter Teilnahme ausgenutzt, und daher im Laufe der Zeit zusehends genervt fühlten. Dass damit der Schritt zu einer Ablehnung und Interessenverlust abzusehen wäre, stellten D und E in Aussicht. Die fehlende Transparenz bei der Verwendung der Mittel und auch bei der Kommunikation von Erfolgen erscheint damit nicht nur als Problem für NGO's dieser Ausrichtung, sondern aufgrund der Stellvertreterfunktion für alle engagierte Gruppen. Positive Erlebnisse konnten als jene bezeichnet werden, in denen direkte Bezüge bei D und E zum Engagement hergestellt wurden. Dazu zählte für E der symbolische Erwerb einer kleinen Fläche Regenwaldes, die somit als Eigentum angesehen werden konnte und den Erhalt des natürlichen Zustandes sicherte. D wiederum bezeichnete das Erlebnis, bei einer Demonstration Teil einer Gruppe, die sich ungezwungen und frei von Teilnahmerestriktionen gegen Rassismus einsetzte, gewesen zu sein

Besonders stark war die Abneigung gegenüber Engagementgruppen bei den Interviewten, die zwar wie alle anderen Interviewten auch über persönliches Interesse an gesellschaftlichen Fragen hegten, jedoch über keinen Zugang zu engagierten Gruppen verfügten. Dies traf besonders auf C und F zu, während D und E über Bekannte und Geschwister zumindest in den Randbereich von NGO's kamen. Die beiden letztgenannten Personen standen dem Prinzip des Engagements aufgeschlossener gegenüber und zeigten sich eher bereit, sich auch selbst in unbestimmter Zukunft einem für sie wichtigen Thema zu widmen. In den Assoziationen über die Gründe für das Tätigwerden von Bekannten und FreundInnen kann eine Übereinstimmung mit den eigenen Auffassungen festgestellt werden. Ein wichtiges Argument war demnach, dass auch Sympathie für Mitglieder einer Gruppe und Spaß bei der Sache vorhanden sein müssten um D und E davon zu überzeugen selbst mitzumachen. Dabei wäre es laut D auch nicht erforderlich, sich auf einfache Aufgaben oder lose Teilnahme zu beschränken, sondern für ihn durchaus denkbar, an riskanten Aktionen wie zivilem Ungehorsam oder, trotz potentieller Gewaltausübung der Polizei, an Demonstrationen teilzunehmen.

Die Perspektiven der Personen A und B stehen den restlichen vier Interviewten aus zwei Gründen

gegenüber. Einerseits konnten diese ihren Weg des Aktivwerdens und -bleibens aufgrund ihrer langjährigen Tätigkeit nachzeichnen, andererseits hatten sie in ihren Funktionen auch mit Fragen der Motivation und Kontaktaufnahme mit Interessierten zu tun. Beide vertraten die Meinung, dass die Lage bezüglich Engagementbereitschaft besonders in Österreich durchaus positiv wäre. Zwar gaben sie an, besonders den ersten Schritt der Kontaktaufnahme mit Jugendlichen das schwierigste an ihrer Arbeit sein, jedoch nach der Überwindung dieser Hürde oftmals über den Eifer der Neulinge überrascht zu sein.

A und B selbst waren nach eigenen Aussagen aufgrund ihres sozialen und kulturellen Hintergrundes gezwungen, sich mit Fragen über Zugehörigkeit, Rassismus und Identität zu beschäftigen. Entscheidend für die Wahl, sich dieser Probleme auch tatsächlich anzunehmen, war in beiden Fällen das entstandene Bewusstsein, davon nicht allein betroffen zu sein. In weiterer Folge erwuchs daraus das Bedürfnis, mit Menschen in Kontakt zu treten, die dieselben oder ähnliche Anliegen vertraten. Danach war es in beiden Fällen wichtig, das Tempo und das Ausmaß der Involvierung selbst bestimmen zu können. Zu den konkreten Aufgaben, die diese Personen seither übernahmen, zählten die Organisation der Gruppen, Öffentlichkeitsarbeit, Beratung und Unterstützung von Hilfesuchenden, Demonstrationsvorbereitungen sowie Entwicklung und Kommunikation von Ideen. Weiters gaben beide an, vieles an Denkarbeit zu verrichten, um besonders den Kontakt mit Zielpersonen - seien es HelferInnen oder institutionalisierte Ansprechpartner für ihre Anliegen - herzustellen. Dass dies in einem Prozess geschah, der von Erfolgen und Rückschlägen geprägt war, war für beide bisher kein Grund, etwas an der Intensität ihrer Arbeit zu ändern. Vielmehr hielten sie beides für notwendig und darüber hinaus motivierend, weiterzumachen.

Fazit

Neben den Erfahrungen der Personen A und B über die eigene Tätigkeit, konnte durch die restlichen Befragten ein Gesamtbild über konkrete Aktionen des bürgerschaftlichen Engagements aus Sicht von Jugendlichen gewonnen werden. Generell standen trotz der als notwendig und wünschenswert erachteten Form des freiwilligen Eintretens, die D bis F den ihnen bekannten NGO's zuschrieben, kritisch gegenüber. Die prägnanteste der bürgerschaftlichen Aktivitäten stellte für die Jugendlichen Formen der öffentlichen Meinungskundgebung, wie zum Beispiel Demonstrationen dar. Auch mittels Unterschriftensammlungen auf Entscheidungsträger

einzuwirken, gehörte zu den bekannten Mitteln. Sich selbst in eine wie auch immer geartete Aktivitätsform einzulassen kam jedoch zum damaligen Zeitpunkt der Interviews entweder grundsätzlich nicht (F), im Falle persönlicher Gefahr (D) oder mit Vorbehalten in Frage (E). Einerseits deshalb, weil besonders im städtischen, öffentlichen Raum Spendenkeiler aufgrund ihres energiegeladenen Auftretens die Authentizität der Vorhaben bezweifelt wurde. Andererseits weil NGO's und auch politische Parteien kaum den Anschein erweckten, mehr als an Spenden und Unterschriften, beziehungsweise Wählerstimmen interessiert zu sein. Daher kann wiederum die Kontaktaufnahme derartiger Aktionsgruppen kritisiert und eine mangelhafte Sinn- und Leistungskommunikation attestiert werden. Dass dadurch nicht nur jene Organisationen, die sich derartiger Mittel bedienen zum Teil auf Ablehnung stoßen, sondern stellvertretend das Image jener beschädigen, die vor allem Mitstreiter suchen, können die Personen A und besonders B durch ihre Aussagen indirekt bestätigen.

7.3.8. Thema 8 - Vergangenheit und Zukunft

Nachdem das derzeitige Bild des Engagements bei Jugendlichen thematisiert wurde, stellte sich die Frage, wie diese die Vergangenheit und Zukunft einschätzen. Ausgehend von der Intention dieser Masterarbeit und in der Einleitung beschrieben wurde, interessiert es, wie Jugendliche heutige gesellschaftliche Teilhabe jenseits von Partizipation mit jener der früheren Generationen vergleichen.

Überraschend war, dass es selbst in einer überschaubaren Anzahl von 6 Interviews zu stark unterschiedlichen Beurteilungen im historischen Vergleich kam. So schätzte C frühere Jugendgenerationen als gemeinschaftlicher gesinnt und weniger materialistisch ein. Dies wäre darauf zurückzuführen, dass aus ökonomischen Gründen vor einigen Jahrzehnten Kinder auch Funktionen der Erziehung und Betreuung ihrer jüngeren Geschwister innehatten, und deren Eltern weniger Zeit mit ihnen verbracht hätten. Die daraus entstandene Solidarität wäre demnach einer heute verbreiteten Einzelkämpfermentalität zuvor gekommen und hätte den Blick für die Bedürfnisse anderer geschärft.

D stellte seinen AlterskollegInnen ebenfalls kein gutes Zeugnis aus, und kritisierte vor allem die Tendenz, dass diese es verlernt hätten, Konflikte gewaltfrei auszutragen. Auch hierbei kam zur

Sprache, dass trotz des deutlich gestiegenen Wohlstandes und einem allgemein höheren Bildungsniveau, Konkurrenzdenken und Polarisierung überhand nähmen. Zwar hielt er es aufgrund des stabilen, aufgeklärten Demokratieverständnisses in Österreich für ausgeschlossen, dass sich in Zukunft wieder ein faschistisches System etablieren könnte, jedoch vermutete er, dass Probleme in Zukunft autoritärer und restriktiver gelöst würden. Besonders in Fragen der Migrationspolitik und des Asylwesens befürchtete D eine Spaltung der Gesellschaft, wodurch soziale Unruhen eine ernstzunehmende Gefahr darstellten. Diese Polarisierung wäre jedoch nicht nur durch ethnische Zugehörigkeiten begründet, sondern nur eine Form des schwindenden Zusammenhalts zwischen Bevölkerungsgruppen. Auch die sich zusehends verändernde Altersstruktur stellte dabei ein gehöriges Problem dar, und führe zu Verteilungskämpfen zwischen jung und alt. Da die derzeitige Elterngeneration besonders im Konflikt zwischen In- und Ausländern nicht über die Erfahrungen der Kinder verfügten, fehlte das Problembewusstsein dafür und begründete eine gefährliche Ignoranz. Als Gegenbeispiel führte er dabei die Zwischenkriegszeit an, in der es allen schlecht ging und sich somit eine homogene Bevölkerungsstruktur bildete. Verbunden mit geringer Bildung und fehlenden geschichtlichen Erfahrungen, war es für D daher durchaus verständlich, dass sich damals ein nationalsozialistischer Staat bilden konnte.

Aus der gleichen Einschätzung bezüglich allgemein gesteigener Bildung der Jugendlichen zog Person E allerdings ein ganz anderes Resümee. Für sie war dies zusammen mit der schnelleren und genaueren Berichterstattung der Medien der Grund dafür, dass soziales Engagement heutzutage viel stärker ausgeprägt sei. Auch wäre diese Entwicklung bei weitem noch nicht abgeschlossen und in Zukunft noch einmal verstärkt auftreten. Für institutionalisiertes Parteiengagement sah sie hingegen derzeit wenig Chancen. Zunächst wäre das herabgesetzte Mindestwahlalter falsch gewählt, da Jugendliche mit 16 Lebensjahren inhaltlich zu wenig Ahnung von Positionen der Parteien und abstrakten Diskussionen hätten. Im allgemeinen bezeichnete E Jugendliche als zunehmend respektlos, was sie, verglichen zu früher, auf eine weniger strenge Erziehung zurückführte. So hätten auch in vergangenen Zeiten Kinder und Teenager oftmals Vorschriften und Normen missachtet, jedoch mit härteren Konsequenzen rechnen müssen und wären damit in die Schranken gewiesen worden.

Die Engagierten A und B teilten eine vorsichtig positive Meinung über ihre Generation. Besonders

ersterer konstatierte ein exponentiell steigendes Interesse an der Muslimischen Jugend Österreich und ihrem Tun. Spätestens mit der Neupositionierung zu bildungsfernen Schichten habe sich das Potenzial an MitstreiterInnen enorm vergrößert und spräche nun jene Jugendlichen an, die von Haltlosigkeit, Diskriminierung und Identitätssuche am meisten betroffen wären. Da diese Organisation auf noch keine lange Geschichte zurückblicken konnte, fallen Vergleiche mit der Vergangenheit eher knapp aus. Der Handlungsdruck bestünde laut A allerdings bei den bereits engagierten Personen und Organisationen, da diese aktiv daran arbeiten müssten, sich auf die Zielgruppe einzustellen, um bei diesen Gehör zu erlangen.

Person B, die in einer linkspolitischen SchülerInnenorganisation vor allem Öffentlichkeitsarbeit, Empowerment der Schülerschaft forciert und auch an Demonstrationen mitwirkte, ortete im Vergleich zu früheren Zeiten ein fehlendes Bewusstsein für Relevanzen und Konsequenzen bei Jugendlichen. Zwar wäre das Verständnis dafür bei den SchülerInnen gegeben, jedoch wäre es allzu oft schwer, diesen aufzuzeigen, dass viele Anliegen unmittelbare Konsequenzen für sie selbst hätten, und keine erfundenen Probleme wären. Dies sei zwar für eine systemkritische Interessensgruppe schwieriger als in anderen Betätigungsfeldern, jedoch gäbe es keinen Grund die Zukunft pessimistisch zu sehen.

Fazit

Trotz eines zunächst fehlenden Generationenbewusstseins definierten die meisten Befragten ein klares Bild bezüglich der Engagemententwicklung. Zwar ergibt sich aus den Aussagen keine eindeutige Tendenz, wie dieses früher aussah und sich zukünftig verändern wird, jedoch schätzen die Jugendlichen ihre eigene Generation als gebildet ein. Dadurch wären sie und ihre AlterskollegInnen davor gefeit, durch demagogisch agierende PolitikerInnen manipuliert zu werden, und damit auf dem Weg das demokratische System zu festigen. Gleichzeitig aber zeigte sich die Mehrzahl der Befragten darüber besorgt, dass verglichen zu früheren Zeiten, Solidarität und Konsens sowohl innerhalb als auch zwischen Bevölkerungsgruppen abnehmen.

Augenscheinlich besteht bei allen Befragten zumindest ein Bewusstsein dafür, dass jedes Individuum die Pflicht habe die Augen offen zu halten, und auch selbst etwas dafür tun zu müssen um für den Zusammenhalt innerhalb der Gesellschaft zu sorgen. Allerdings sei es vor allem ein Versäumnis der Erwachsenen, sowohl in politischer Bildung als auch Erziehung mehr auf Jugendliche einzugehen um ein konsensgeleitetes Aushandeln divergierender Interessen auch zu ermöglichen. Besonders die vier nichtengagierten Jugendlichen gaben zu verstehen, mit der

Aufgabe der politischen Partizipation überfordert zu sein. In politischen Wahlen etwa wüssten diese über den Wert und den Zweck bescheid, hätten jedoch große Schwierigkeiten, politische Inhalte zu verstehen oder sich mit ihnen zusagenden Parteien zu identifizieren. Nicht zuletzt aufgrund des herabgesetzten Erstwahlalters fühlen sich Jugendliche offensichtlich unvorbereitet, ihre Rolle als WählerInnen zu übernehmen. Verglichen mit idealtypischen Biographien der Elterngeneration - längeren Ausbildungszeiten und später eintretende Selbständigkeit - also der Verlängerung der Jugendspanne, verdeutlicht der augenscheinlich schwache Bezug zu Partizipation den Anachronismus einer schwach ausgeprägten politischen Erziehung. Unterstützt wird diese Hypothese durch die Aussagen der engagierten Personen A und B, die aufgrund ihrer Tätigkeit damit Erfahrung hatten, Gleichaltrige von ihren Zielen zu überzeugen. Ihren Ausführungen kann entnommen werden, dass heutigen Jugendlichen das Bewusstsein fehle, als Individuum auch tatsächlich unmittelbar von zukünftigen Entscheidungen betroffen zu sein und lässt diese Annahme plausibel erscheinen.

7.3.9. Thema 9 - Politik

Wie durch die bereits konstatierte Politikverdrossenheit⁸ zu erwarten war, wurde die österreichische Politik überaus negativ bewertet. Dabei präsentierte sich eine Bandbreite von gänzlichem Desinteresse (C, F), über Ärger (B, D) bis hin zu Resignation (E) und Frustration (A). Bei C und F kam hinzu, dass diese aufgrund ihres Alters noch nicht wahlberechtigt waren, und sich laut eigenen Aussagen daher noch nie damit beschäftigt hätten.

Die anderen befragten Jugendlichen schätzten sich durch die Schule politisch wenig gebildet ein, besonders die Standpunkte der Parteien betreffend. A gab an, sich nie viel von der Politik erwartet zu haben, jedoch trotzdem durch seine jahrelange Erfahrung mit Parteien immer wieder enttäuscht worden zu sein. Person B sah die Parteienlandschaft mittelfristig im Umbruch, wodurch sich Machtverhältnisse stark verschieben und Platz für neue Gruppierungen sein würde. Den negativ gehaltenen Befund konstatierten die Interviewten dabei nicht nur für sie selbst, sondern auch für ihre Altersgenossen und die Jugend an sich. Mehrmals wurde kritisiert, dass bei gleichzeitiger Herabsetzung des Wahlalters auf das vollendete 16. Lebensjahr, Informationen die zu einer

8 siehe 4.2.1.1. „Trennung zwischen politisch und sozial“.

Wahlentscheidung notwendig wären, wenig bis gar nicht an ihrer jeweiligen Schule näher gebracht und diskutiert würden. Der dadurch entstandene Eindruck, Politik wäre an den Jugendlichen nicht interessiert, verstärkte sich besonders in wahlkampflosen Zeiten, in denen für Jugendliche relevante Anliegen völlig aus der öffentlichen Diskussion verschwinden würden.

Trotz mangelnder Informationsweitergabe zeigten sich neben A und B auch D und E durchaus an politischen Prozessen interessiert. Die beiden letztgenannten konnten sich tendenziell mit linksstehenden Ideen anfreunden, kritisierten jedoch gleichzeitig die uninteressanten Parteiprogramme und die „nicht berauschende Auswahl.“⁹ Auch die Reduktion auf so genannte Wahlslogans hielten beide für nicht zielführend, da diese wenig mit tatsächlichen Anliegen zu tun hätten, und daher auch nicht im Gedächtnis der Jugendlichen hängen blieben. Person D sah gemäßigte linke und gemäßigte rechte Volksparteien im Niedergang, da diese an ihre ideologischen Grenzen stießen, und daher etwa neue Themen der Migration und der Kriminalität den extremen Rechten überlassen müssten.

Aber auch Ansätze zur Überwindung der Kluft zwischen jugendlichen WählerInnen und PolitikerInnen wurden etwa von Person E genannt. So hätte ein Schulversuch beide Seiten mittels modifiziertem „Speed-Dating“-Verfahren zueinander geführt und durch die Unmittelbarkeit der Kommunikation und eine Reduktion auf verständliche Inhalte für E mehr gebracht, als etwa Flugblattverteilungen und andere unpersönliche Wahlkampfformen.

Fazit

Abseits der offensichtlich vorherrschenden, starken Politikskepsis bei den Befragten, können Vermutungen über zugrundeliegende Systemwirkungen angestellt werden. Aussagen, wonach Politik uninteressant sei, sind auf einen mangelnden Bezug mit dem idealtypisch jugendlichen Lebensabschnitt zurückzuführen. Solange nicht ein Großteil der Merkmale eines unabhängigen Lebens (eigener Haushalt, Eigenfinanzierung der Lebenskosten, Beruf, Kinder) realisiert sind, wirken politische Diskussionen abstrakt und verweisen auf eine unklare und noch nicht entschiedene Lebensgestaltung der Jugendlichen. Dass dadurch die Relevanz nicht stark ausgeprägt ist, und die politische Auseinandersetzung lieber an Ältere delegiert wird, erscheint einleuchtend. Was dies für jene bedeutet, die an einem Entgegenwirken jugendlicher

9 Vgl. Interview E, Zeile 448.

Politikverdrossenheit interessiert sind, wird in der folgenden Kategorie „Wünsche und Ansätze“ vertiefend behandelt.

7.3.10. Thema 10 - Wünsche und Ansätze

Hierbei wird zusammengefasst dargestellt, welche Ansätze die interviewten Jugendlichen bezüglich verstärktem Engagement äußerten. Im Fall A kann als Erweiterung für den Begriff die Aussage herangezogen werden, wonach bereits „sich Gedanken machen“¹⁰ zum Aktivsein assoziiert werden sollte. Der Wunsch einer positiveren Bewertung von Jugendlichen seitens der Öffentlichkeit kam damit zum Ausdruck. Ein Weg, auf dieser Basis tatsächliches Engagement entstehen zu lassen wäre, aufgrund des Alters der Zielgruppe, Jugendlichen mehr Freiheiten der Gestaltung, der Intensität, aber auch die Möglichkeit des Scheiterns und Probierens zu geben. Weiters dürfte nicht der Widerspruch zwischen Befolgung von Direktiven und der Kritik daran vergessen werden. Sich allem zu fügen wäre aus der Sicht A's stark ausgeprägt und weniger anstrengend als Anweisungen zu hinterfragen und nötigenfalls etwas dagegen zu unternehmen.

Auch B schätzte die Rahmenbedingungen für jugendliches Engagement als eher ungünstig ein. Neben engen Zeitplänen, die langjährige Ausbildungen mit sich brächten, wären es auch hohe Ansprüche bei den jungen Menschen selbst, die ein Aktivwerden von vornherein verhindern würden. Dieser Einschätzung entsprachen auch die Interviewten D bis E, die allesamt als wesentlichen Grund für nicht erfolgtes Engagement die geringen Erfolgsaussichten ihrer Anliegen äußerten. Dem Prinzip, sich einer Sache „ganz oder gar nicht“ zu verschreiben, folgend, entschieden sich diese daher für zweiteres. Spärliche Teilerfolge oder auch Scheitern war für diese Jugendlichen für das Gelingen einer Sache inakzeptabel. Mit dieser Meinung haderte besonders B, der es als Aufgabe seiner Funktion sah, genau diesen Anspruch zu relativieren, und Interessierte davon zu überzeugen, dass jedwede Art des Mitwirkens bereits ein wichtiger Beitrag zur Erreichung von Zielen wäre. Auch von Seiten der Eltern ortete er, diese Implikation ihren Kindern weiterzugeben. Das Ausprobieren würde viel zu wenig unterstützt und negativ bewertet werden. Überhaupt war es für B wünschenswert, Aktivitäten von Heranwachsenden, die nicht unmittelbar mit der Bildungskarriere verbunden wären, einen höheren Stellenwert einzuräumen und

¹⁰ vgl. Interview A, Zeile 15.

Bestrebungen in diese Richtung zu unterstützen. Im Falle einer SchülerInnenvertretung widerspräche ein Hinterfragen und Kritisieren von Entscheidungen seitens der Schulleitung oder der Bildungspolitik weder strukturell noch ideell dem derzeitigen Selbstverständnis der hierarchischen Ordnung. Zudem wären engagierte Jugendliche über vorhandene Einrichtungen kaum informiert, sodass beim Individuum der Eindruck einstehe, man müsse im Falle eines Engagements bei Null beginnen, und könne nicht auf bereits Geleistetes aufbauen. Dazu käme, wie bereits erwähnt, der Entscheidungsdruck, was Jugendliche mit ihrer knapp bemessenen Freizeit anstellen sollten. Durch die überwiegend negativen Voraussetzungen, verbunden mit laut B falschen Annahmen über Engagement, würde sich der überwiegende Teil der Zielgruppe für Freizeitaktivitäten im Freundeskreis entscheiden. Um dies zu ändern, und damit mehr als bisher die Notwendigkeit der Anliegen der SchülerInnenvertretung im Bewusstsein der Heranwachsenden zu verankern, wäre laut B das Bewusstsein vonnöten, sich abseits der eigenen Probleme auch für jene von anderen zu interessieren. Würden sich Menschen dem mehr bewusst werden, wüssten sie auch, dass Engagement ein absolutes Muss wäre.

Person C festigte unabhängig davon die Ausführungen der Interviewperson B zum theoretischen Engagement. Sie vermutete zu diesem Thema eine starke Skepsis bei ihren Eltern. Auch sie stellte ihr schulisches Vorankommen über alle anderen Aktivitäten, was auf eine Verinnerlichung der Vorgaben ihrer Eltern hinweist. Sie gab weiters an, kein starkes Problembewusstsein zu verspüren, weshalb sie sich auch nicht in jenes von AktivistInnen versetzen könnte. Die Legitimität von Protestaktionen unterstrich sie zwar mehrmals, jedoch fehle ihr der Zugang dazu. In weiterer Folge vermittelte sie ihre Position als stille Beobachterin, auf die man von Seiten der engagierten Gruppen durchaus zugehen könnte. Allgemein sprach C damit Massenbewegungen an, die sich Umweltproblemen im globalen Zusammenhang verschreiben würden. Zu Themen, die sie unmittelbar als Person betreffen, konnte oder wollte sie keine Aussagen tätigen.

Im Gegensatz dazu stehen die Aussagen D's, der fast ausschließlich unmittelbar ihn selbst betreffende Anliegen thematisierte. Ein starker Wunsch nach Zusammenarbeit zwischen Eltern und Sozialarbeit bezüglich so genannter Parkbetreuung wurde geäußert. Im Sinne der Gewaltprävention bei Jugendlichen wäre demnach mehr Engagement vonnöten und mache ein effektives Konfliktmanagement erst möglich. Vonseiten der Politik fühlte er sich dabei im Stich gelassen, da diese die Ernsthaftigkeit seines Wunsches nach gewaltfreier Freizeitgestaltung nur in

Vorwahlzeiten betonte, in weiterer Folge jedoch kaum etwas dafür tun würde. Dabei war für ihn am frustrierendsten, dass eine starke Diskrepanz zwischen der Rolle der Jugend als umworbene Wählergruppe und fehlender Mitsprache auftrat. Zusammenfassend führte D dieses Problem auf die Heuchelei von Erwachsenen zurück, die nur im eigenen Interesse vorgäben, an Jugendlichen interessiert zu sein. Daher sah er auch Politik und Erwachsene gefordert, daran etwas zu ändern um auch das Selbstbewusstsein seiner AlterskollegInnen zu erhöhen. Der Weg der politischen Entscheidungsfindung war für ihn nicht transparent, sondern von einer starken Hierarchie gekennzeichnet. Selten würden laut D Meinungen von mehreren Betroffenen eingeholt, und diese als Experten ihrer Lebenswelt zu Rate gezogen.

Ähnlich wie Person F konnte E kaum konkrete Ansätze zur Erhöhung der Engagementbereitschaft nennen. Allerdings kritisierte sie generell an der Erziehung von Heranwachsenden, dass diese mit der Aufgabe der Partizipation überfordert wären. Das mangelnde Wissen darüber war für sie ausschlaggebend, was jedoch nicht als Schuld der Jugendlichen angesehen wurde. Desinteresse an Politik begründete sie weniger mit systemischen oder strukturellen Fehlentwicklungen, sondern mit dem Stil und den Personen in den dortigen Spitzenpositionen. Trotz ihrer Meinung, wonach die ihr bekannten PolitikerInnen nicht besonders gut wären, sah sie die politische Bildung als unerlässlich an. Am wichtigsten schien ihr, Jugendlichen deren Wichtigkeit für das weitere Leben zu vermitteln. Dies wäre zwar äußerst schwierig, könne aber mittels positiver medialer Kampagnen deutlich verbessert werden. Für sie entstand der Eindruck, dass politische Belange hauptsächlich aus Schuldzuweisungen und Kritik bestünden und wenig bis gar keine Visionen verbreitet würden. Direktes Ansprechen und Zugehen auf Jugendliche müsste dazu in einer Form vollzogen werden, in der Heranwachsende als Komplizen für eine gemeinsame Sache definiert wären. Beispielhaft kann dazu der Satz "Ja, du kommst jetzt raus, hilf mir da."¹¹ als Aufforderung genannt werden, der Engagement gleichzeitig als direkte Aufforderung und gleichberechtigt definiert. Auch die bereits von Person D kritisierte vorherrschende Praxis eines monotonen, wiederholenden Vortrags zur Kommunikation sei völlig ungeeignet und einer der wichtigsten Gründe des Desinteresses politischer Anliegen bei Jugendlichen.

Fazit

Der Konsens der Aussagen zu diesem Thema lautet, dass einerseits latentes Interesse an

¹¹ Interview E, Zeile 462.

gesellschaftlichen Belangen auch bei Jugendlichen vermutet, und andererseits Engagement zu stark an quantitativen Kriterien, wie Wahlbeteiligungen und Demonstrationsteilnehmern gemessen wird.

Zum ersten Punkt sei gesagt, dass die meisten Befragten sich wohl bewusst sind, welche Forderungen seitens der Erwachsenenwelt an sie gestellt werden. Gehorsam und Leistungsbereitschaft einerseits sowie kritisches Hinterfragen andererseits waren für die InterviewpartnerInnen nur schwer unter einen Hut zu bringen. Es kann daher gefolgert werden, dass den Heranwachsenden vermittelt wird, dass sich jugendliches Engagement in engen Grenzen definiert abspielen soll. Weiters wird die Forderung an diese Gruppe derart wahrgenommen, dass diese schlagartig, etwa mit Erreichen des Mindestwahlalters, ausschließlich in der Wahlzelle und damit ohne großes Aufsehen gesellschaftlich partizipieren sollen. Das Fundament dafür müsste demnach bereits einige Zeit zuvor gelegt werden um Jugendlichen in angemessener Zeit überhaupt zu ermöglichen, eine politische Identität und auch einen Standpunkt zu relevanten Themen anzunehmen. Da der direkte Bezug zu dieser Rollenerwartung zusehends auf später verlagert wird (Ausweitung des jugendlichen Lebensabschnitts), müsste dieser pädagogisch, etwa in der Schule oder im Elternhaus hergestellt werden.

7.3.11. Thema 11 - Medien

Dieser Abschnitt beschäftigt sich mit jenem Bild, das sich Jugendliche von Medien bezüglich ihrer eigenen Altersgruppe, verbunden mit jeglicher Form von Engagement machen. Einer Meinung waren die Befragten, wonach besonders elektronische Massenmedien den stärksten Einfluss auf den Informationsstand und die Meinungsbildung der Gesamtbevölkerung hätten. Davon nahmen sich auch die Jugendlichen selbst nicht aus, und waren sich ihrer eigenen Beeinflussbarkeit durchaus bewusst.

Besonders Fernsehberichte über die Jugend wurden von D und E als problematisch erachtet, da aus Einzelfällen entstandene Schlagzeilen eine negative und verallgemeinernde Sicht bei den KonsumentInnen durchsetzen würden. So sahen sich die beiden als Angehörige dieser Altersgruppe übermäßig stark kritisiert, obwohl sie jugendliche Devianz als natürlich ansahen. So

resümierte E das häufig in TV-Formaten gezeichnete Bild einer Jugend, die als besonders leichtsinnig, unbelehrbar und aufmüpfig gelte. Diese Einseitigkeit hätte demnach eine sehr schlechte Außenwirkung bei Erwachsenen und begründe einen intoleranten Zugang gegenüber Jugendlichen. Als Alternative wünschte sich Person E mehr Medienberichte über positive Geschehnisse und erfreuliche Entwicklungen auf diesem Gebiet. Auch würden allgemeine Probleme wie ungewollte Schwangerschaften, Bildungsdefizite und Drogenkonsum einzig auf die Jugend reduziert. Es kann daraus geschlossen werden, dass derartige negative Zuschreibungen zu häufiger auftretenden Trotzreaktionen führen können, da das Befolgen von Erwartungen von Erwachsenen kaum wahrgenommen wird. Auch war Person E im erweiterten Bekannten- und Freundeskreis kein Fall bekannt, der auch nur ansatzweise diesem Image entsprechen würde.

Person D schlug in seinen Ausführungen ebenfalls in diese Kerbe. Laut seinen Darstellungen, würden in Medien Einzelfälle als für Jugendliche allgemein gültige Bewertungen herangezogen. Als Beispiel genannt, hatte sich ein öffentlich gewordener Zwischenfall während einer Schulexkursion in einem Konzentrationslager ereignet, wodurch D eine starke Diskrepanz zwischen den selbst gemachten Erfahrungen und der darauf folgenden Medienberichten feststellen konnte. Wichtige Fakten und Hintergründe wären demnach aufgebauscht oder auch falsch dargestellt worden. Für beide Interviewten zeigten Medien weder positive Alternativen an Verhaltensweisen auf, noch thematisierten sie vorhandene institutionalisierte Einrichtungen bezüglich Schutz und Prävention vor Gefahren. Person A gab in diesem Zusammenhang an, dass ein negatives Bild der Jugend kein neues Phänomen wäre, sondern Heranwachsende schon immer als defizitäre Individuen bewertet wurden.

Als in seiner Funktion im Bereich Gemeinschaftsstiftung für muslimische Jugendliche unabdingbar bezeichnete A dabei das Miteinbeziehen und Interagieren mit Medien. Diese lieferten wertvolle Dienste der Informationsweitergabe für Interessenten und könnten auch als Sprachrohr der Interaktion mit öffentlichen Körperschaften, etwa innerhalb der Kommunalpolitik dienen. Dass gleichzeitig auch die Gefahr der negativen Beeinflussung bestünde, bezog er allerdings nicht nur auf Jugendliche, sondern auch auf ältere Generationen. Bezogen auf den jugendlichen Fernsehkonsum kritisierte er das seichte und überproportional gewaltbestimmte Medienangebot. Diese Ausrichtung zu ändern wäre demnach die Aufgabe der Medien, da diese einer breiten Masse falsche Verhaltensweisen präsentieren und damit die Desensibilisierung in Konflikten vorantreiben

würden.

Der in einer linkspolitischen Schülerorganisation engagierte B wiederum hob die Vorzüge der Medien für die vorrangigen Formen des Protests, nämlich Thematisierung von sozialen Problemen und daraus entstehenden Massendemonstrationen hervor. Nicht nur im urbanen Raum, sondern in erster Linie in ländlichen Gebieten wären durch raumzeitliche Barrieren des Austausches auch interaktive Formen der Informationsverbreitung enorm wichtig. Der erste Schritt wäre dabei, Themen aufs Tapet zu bringen und in weiterer Folge Jugendliche für politisches Engagement zu gewinnen. Interessierte Individuen wüssten laut B oftmals nicht über bereits bestehende Netzwerke oder Organisationen zur Verfolgung geteilter Interessen bescheid. Allerdings wäre es durch die Etablierung von neuen interaktiven Medien bereits deutlich einfacher geworden, Jugendliche zu erreichen. Dadurch hätten diese einen leichteren Einstieg ins Thema und die Gewissheit, zur Erreichung ihrer Ziele nicht bei Null beginnen zu müssen. Als erfahrener Aktivist hätte er allerdings gelernt, dass es zwar in der Vorbereitung mancher Demonstrationen zu enormen Zuspruch komme, der Mobilisierungsgrad am tatsächlichen Protest jedoch meist weitaus niedriger wäre.

Fazit

Hierbei spielen besonders elektronische Massenmedien, als am häufigsten und intensivsten benutzte Form, die wichtigste Rolle. Das Instrument Fernsehen etwa, welches den KonsumentInnen gesellschaftliche Zuschreibungen am deutlichsten vermittelt, steht durchwegs unter jugendlicher Kritik. Besonders auffallend erschien den Befragten dabei die negative und verallgemeinernde Berichterstattung über Fehlentwicklungen betreffend jugendlichen Verhaltens. Demnach würde einseitig über einzelne Vorfälle berichtet, und eine negative Bewertung über die ganze Jugend erfolgen. Auffallend ist trotz dieser Rezeption die Begründung der Befragten, wie diese selbst über AlterskollegInnen als Generation definieren und woher die zugrundeliegenden Informationen stammen. Großteils waren es eben jene negativen Urteile, die von Medien- und Erwachsenenenseite an sie herangetragen wurden. Somit kann das Verhältnis zwischen Jugendlichen und Massenmedien, vorzugsweise TV und Internet, als problematisch angesehen werden. Zwar sahen sich die meisten Jugendlichen zu unrecht und überhart kritisiert, jedoch ließen sie dieselben Bewertungen für andere Angehörige ihrer Generation durchaus gelten, obwohl sie in ihrer unmittelbaren Umgebung kaum oder nie Bestätigungen dafür erfahren hatten.

Einen zu diesem Thema wichtigen Punkt stellen besonders die Vorzüge des Internets und darauf aufbauende Mittel der Informationsverbreitung, sowie der Vernetzung zwischen Individuen dar. Person B wies explizit darauf hin, dass diese relativ junge Kommunikationsform in jedem Fall positiv zu bewerten sei. Nicht nur würden dadurch schneller als mit herkömmlichen Mitteln weitaus mehr Personen einer Zielgruppe erreicht werden, sondern auch die Kontaktaufnahme in ländlichen Gebieten ermöglicht. In spärlich besiedelten Regionen fehlenden Möglichkeiten der Mobilität und Informationsversorgung könnten damit aufgefangen werden. Hindernisse der Korrespondenz bestünden zwar weiterhin, jedoch wäre das Internet in der Lage, bisher isolierte Jugendliche zumindest peripher als Unterstützer zu gewinnen, und somit Feedback über die eigene - in diesem Fall politische - Arbeit zu übermitteln.

7.3.12. Thema 12 - Struktur und Einflüsse auf das Engagement

Welche Vorstellungen Nichtengagierte von den Strukturen einer konkreten Tätigkeit haben, und dem gegenüberstehend, wie sich diese von den Erfahrungen der beiden Aktivisten A und B unterscheiden, war eines der umfangreichsten Abschnitte jedes Gesprächs.

Generell waren die Jugendlichen D bis F der Meinung, dass die Bereitschaft dazu zunächst bei einem selbst bestehen müsste. Dieses grundsätzliche Interesse attestierte Person E als mehr oder weniger charakterliche Eigenschaft nur einem kleinen Anteil aller Jugendlichen. Von dieser Basis ausgehend bestand jedoch bei keinem der genannten Fälle eine klare Vorstellung, wie es danach zu einer tatsächlichen Aktivität kommen würde. Weiters bestand die einhellige Meinung, dass für ein erfolgreiches Engagement der Zusammenschluss von Gleichgesinnten zu Gruppen nötig wäre. Einzelengagement hätte demnach keine Chance auf Erfolg und würde nach kurzer Zeit bereits eingestellt werden. Als Außenstehende beschrieben sie des weiteren bestehende und ihnen bekannte Gruppen als überaus homogene Gebilde, in denen alle Mitglieder für dieselben Ziele eintreten und in allen Belangen einer Meinung sein würden. Neben dieser Wirkung vermutete C auch, dass innerhalb der Personengruppen ein starker Druck zu Homogenität ausgeübt würde, indem abweichende Meinungen umgehend mit dem Ausschluss des betreffenden Mitglieds sanktioniert würden.

Person D vertrat die Ansicht, dass die Veröffentlichung von Ansichten eines der wichtigsten Werkzeuge dieser Personenverbände wäre. In den Gruppen selbst hätte das gemeinsame Arbeiten wertvolle pädagogische Effekte wie Gemeinschaftsstiftung, Teamwork, friedliche Konfliktlösung und ein sinnvolles Verbringen der Freizeit. Im speziellen bezog er diese Aspekte auf ihm bekannte Formen der Sozialarbeit in öffentlichen Parks. Die in Österreich schwach ausgeprägte Eigeninitiative wurde von D scharf kritisiert, jedoch nicht auf eine spezielle Altersgruppe bezogen, und damit auch Erwachsenen vorgeworfen, vor Problemen die Augen zu verschließen.¹² In seinen Ausführungen betonte er besonders die fehlende Wertschätzung für engagierte Menschen. Diese würden auch von der Politik in ihrem Tun zu wenig unterstützt, obwohl der gemeinschaftliche Nutzen offensichtlich wäre. Engagement wäre weiters moralisch richtig und überaus positiv, jedoch trotz einer latenten Bereitschaft dazu, würden zu wenig Anreize von öffentlichen Autoritäten gestiftet.

Ein weiteres Problem der Außenwirkung ortete Person E beim Umgang größerer Organisationen mit ihren BasismitarbeiterInnen. Allzu oft würden in ihr bekannten Gruppen interessierte Personen allein zur Beschaffung finanzieller Mittel oder zur Sammlung von Unterschriften herangezogen. Über die weitere Verwendung oder die damit erzielten Erfolge dringe des weiteren kaum Information nach außen. Der daraus entstehende Eindruck der Unehrlichkeit war für E daher ein Grund, zu derartigen Initiativen zunehmend Distanz zu wahren und Skepsis an den Tag zu legen. Aus Berichten einer Freundin, die bei einer NGO als Spendeneintreiberin beschäftigt war, zog sie das Resümee, dass es sich dabei oftmals um einen normalen Job handelte, und das Gruppenziel kaum Bedeutung hätte. Dies minderte für E die Akzeptanz und die Glaubwürdigkeit derartiger Engagements.

Im Gegensatz dazu standen die Aussagen der Interviewten A und B, wobei diese Personen auch nicht in jenen Organisationen tätig waren, die zuvor beschriebene Praktiken einsetzten. Beide widersprachen der Außensicht, wonach es sich bei ihren Verbänden um durchwegs homogene Gruppen ohne Möglichkeit der abweichenden Meinungsäußerung handle. Tatsächlich wäre in den Organisationen wesentlich, mit anderen Mitgliedern an Positionen oder Aktionen zu arbeiten und

¹² vgl. Interview D, Zeile 56, 61, 64, 74.

Konsens zu finden. Auch über das individuelle Ausmaß der Beteiligung konnten beide berichten, dass es dabei keineswegs verpflichtend wäre, kontinuierlich ein hohes Maß aufrecht zu erhalten. Organisatorisch arbeiteten beide projektorientiert, das heißt im klassischen Sinn des Wortes mit klaren Aufgaben und Zielen definiert und somit zeitlich begrenzt. Das Interesse am Wirken der Muslimischen Jugend Österreichs bei Jugendlichen zu wecken wäre laut Person A des weiteren nicht durch Selbstrepräsentation alleine möglich. Zielpersonen müssten Angebote gemacht werden, die auf ihre Ansprüche abzielten und auch praktischen Wert oder Hilfe bei Problemen böten. Daraus entstünde in vielen Fällen auch ein persönlicher Bezug, der über Einzelaktionen hinausreiche und zu einem Mitwirken an der Gemeinschaft selbst führe. Person B wiederum sah ein bereits bestehendes politisches Interesse bei Jugendlichen als Basis, um diese für die Positionen der Aktion kritischer SchülerInnen zu gewinnen. Als Bindemittel der Organisation stellte er das Bewusstsein für soziale Ungerechtigkeiten und Diskriminierung in den Mittelpunkt der Arbeit. Dabei wären weder Modus noch Themensetzung vorgegeben, sondern das gemeinsame Ziel einer linken Politik entscheidend. Von größter Wichtigkeit war für B die Abgrenzung von anderen politischen Jugendorganisationen, die vor allem ihre Aufgabe als Kadenschmiede der jeweils übergeordneten Parteien definierten.

Fazit

Der Unterschied in den Vorstellungen zwischen den bis zum Zeitpunkt der Erhebung nicht engagierten und den darin erfahrenen Jugendlichen ist augenscheinlich. So verbindet die erste Gruppe kontinuierliche Unvereinbarkeit zwischen Engagement, Freizeit und Schule. Aufgrund der Verpflichtung, sich nicht treiben zu lassen und nach der Entscheidung, sich in einer aktiven Gruppe fortlaufend einzubringen, sahen die Befragten C bis F durchwegs Engagement mit Schwierigkeiten verbunden. Anders argumentierten die Jugendlichen A und B, die mehrmals darauf hinwiesen, dass sie immer wieder diese Annahme bei potentiellen Verbündeten entkräften müssten. So kann angenommen werden, dass Engagement eng mit selbstauferlegtem Druck assoziiert wird, auch wenn es aus Überzeugung und Eigeninteresse entsteht.

Es bestand weiters ein deutlicher Gegensatz zwischen den von A und B beschriebenen autonomen, projektorientierten Arbeitsweisen, beziehungsweise den Vermutungen der Nichtengagierten, wonach Regelarbeit und starre Hierarchien vorherrschen würden. Da von allen Befragten ein negativer Bewertungskontext zur zweiten Deutung geäußert wurde, kann daraus geschlossen

werden, dass auch die engagierten Befragten mit dieser Ansicht bereits konfrontiert wurden und von den Vorbehalten der Nichtengagierten wissen. Beide Aktivisten nannten diesen Umstand auch ohne explizite Befragung und erklärten des weiteren, dass dies aus ihrer Sicht eines der Hauptprobleme ihrer Arbeit wäre, nämlich Jugendliche zum Mitmachen zu bewegen.

8. Ergebnisdarstellung

8.1. Zusammenfassung der Ergebnisse

Abschließend soll nun ein auf die Forschungsfrage(n) bezogener Überblick der Ergebnisse gegeben werden.

Aus dem reduzierten und gefilterten Material kann durchaus auf ein einheitliches Verständnis des bürgerschaftlichen Engagements bei Jugendlichen geschlossen werden. Als solches können jene Handlungen definiert werden, die einem gemeinschaftlichen Wohl dienen, und somit über individuelle Interessen hinweg, vor allem zu gesellschaftlichen Fehlentwicklungen einen glaubwürdigen Gegenpol bilden. Zu den assoziierten Mitteln gehören neben sichtbaren Aktionen oder Zusammenschlüssen in Organisationen auch Formen der Bewusstseinsbildung und der Artikulation von Meinungen.

- Die Auseinandersetzung mit dieser Thematik nimmt im Alltag der nichtengagierten Jugendlichen einen eher niedrigen Stellenwert ein. Zwar ist die Notwendigkeit und Erwünschtheit von bürgerschaftlichem Engagement ohne jedweden Einwand als Wert verankert, jedoch keineswegs als Norm zu interpretieren. Dieser Befund begründet sich nicht im geringen manifesten Engagement der Befragten - eine derartige Erkenntnis ist aufgrund der qualitativen Forschungscharakteristik nicht zugänglich - sondern im symbolisch vermittelten Sinn. Spätestens in jenen Phasen der Gespräche mit Nichtengagierten, in denen das konkrete eigene Engagement thematisiert wurde, zeigte sich ein mehr oder weniger stark ausgeprägtes schuldbeladenes Eingestehen der Untätigkeit. Obwohl mit offenen Fragen gearbeitet wurde, zeigte sich, dass die Jugendlichen von einer negativen Bewertung und einer Art

Schuldzuweisung seitens des Interviewers ausgingen, und sich selbst sowie ihre AlterskollegInnen dahin gehend kritisierten, viel zu wenig der „Kann“-Erwartung engagiert zu sein, nachkamen. Dies ist insofern bemerkenswert, da die Jugendlichen nur sehr unklare Betätigungsfelder nennen konnten. Ihnen wichtig erscheinende Probleme, sofern überhaupt welche genannt wurden, können auf globaler Ebene verortet werden. Der Bezug etwa von Umwelt-, Wirtschafts- und Menschenrechtsproblemen war für die Lebenswelt der nichtengagierten Jugendlichen nur theoretisch vorhanden. Es ist also festzustellen, dass es zwar ein stark ausgeprägtes Bewusstsein dafür gibt, dass von Jugendlichen mehr als politisches Partizipieren innerhalb des demokratischen Gefüges erwartet wird, jedoch Ziele und reale Anknüpfungspunkte fehlen.

- Besonders zum „erwachsenen“ Politikdiskurs herrscht offenbar nur wenig Konnex und daher auch geringes Interesse. Auch kann aus dem erhobenen Material der Schluss gezogen werden, dass bei Jugendlichen eine Art des Ohnmachtsgefühl vorliegt. Dies tritt dann zu Tage, wenn es um „Kann“-Erwartungen bei der politischen Partizipation geht. Trotz der ab dem vollendeten 16. Lebensjahr gegebenen Möglichkeit an demokratischen Wahlen teilzunehmen, fühlen sich die nichtengagierten Befragten mit der Aufgabe überfordert. Die Sinnhaftigkeit und auch demokratische Überzeugung ist ohne jeden Zweifel wiederum als Wert verankert, jedoch sind die Themen, über die bei diesen Wahlen stellvertretend entschieden wird nicht auf die Lebenswelt der Jugendlichen bezogen. Der fehlende thematische Bezug wiederum ist auf zweierlei Tatsachen zurückzuführen.
- Der erste Grund ist, dass Jugendlichen gesellschaftliche Problemfelder schon aufgrund der langen Ausbildungszeit nur medial, schulisch oder durch das Elternhaus zugänglich sind. Aktuelle Themen, etwa Wohlstandsverteilung, Nachhaltigkeit und dergleichen können nur in vermittelter Form wahrgenommen werden. So rücken Fragen und Sorgen, die mit dem Erreichen von Teilreife (eigener Haushalt – Familiengründung – Einkommen, ...) in die ferne Zukunft und werden somit abstrakt und für diese Altersgruppe uninteressant. Der sogar mehrmals explizit genannte Misstand, wonach Jugendliche zu wenig von unterschiedlichen Positionen der Parteien Bescheid wüssten, jedoch gleichzeitig weder im Elternhaus noch in der Schule Informationen gegeben würde, zeigt die Distanz zwischen jugendlichen Lebenswelten und gesellschaftlichen Fragen auf.

- Als zweiter Grund kann ein nur schwach ausgeprägtes Generationsbewusstsein vermutet werden. Während Erwachsene durch ihre abgeschlossenen Teilreife – freiwillig oder nicht – mit vielen gesellschaftlichen Subsystemen in Interaktion treten können und müssen, sind Jugendliche lange Zeit in isolierten Kleingruppen und Schulklassen zusammengefasst. Eine Hypothese lautet daher, dass sich ein transzendierter Zusammenhalt zwischen Jugendlichen sehr viel schwerer vollzieht als bei Erwachsenen. Nicht zuletzt durch die Aussagen der Befragten, die auf eine starke Segregation in Lebensjahren und Schulstufen hinweisen, liegt der Schluss nahe, dass besonders in der Anfangsphase des jugendlichen Lebensabschnitts kaum von inhärenten Gemeinsamkeiten ausgegangen werden kann. Vielmehr gestaltet sich wie schon in der theoretischen Aufarbeitung dieser Arbeit gezeigt wurde, die sekundäre Sozialisation in erster Linie durch einen überschaubaren Kreis an so genannten Peers.
- Trotz des einheitlich vermittelten Verständnisses, dass Engagement nur im Zusammenschluss einer gleich gesinnten Gruppe vorstellbar ist, sehen sich Jugendliche eher in der Rolle eines zu überzeugenden Individuums. Dies soll bedeuten, es besteht die Erwartung, dass die Initiative zum Aktivwerden von Organisationen jedweder Ausrichtung ausgehen sollte. Dabei wird Engagement und Partizipation synonym verstanden. Eine oftmals vorgebrachte Kritik bezieht sich in weiterer Folge auf das politische System. So überzeugt weder das Angebot, noch die Kommunikation sowie die Glaubwürdigkeit der politischen Parteien. Wie stark dabei Einflüsse aus Medien und Elternhauses auf dieses Image einwirken, kann zwar nicht quantitativ gemessen werden, jedoch ist ein Zusammenhang evident. Der Widerspruch, sich selbst als politisch wenig informiert zu bezeichnen, gleichzeitig allerdings von einem schlechten Angebot an Parteien überzeugt zu sein, kann allerdings auch als Entlastung der nichtinteressierten Jugendlichen verstanden werden, sich mit gesellschaftlichen Fragen auseinanderzusetzen.

Zusammenfassend ergaben Erhebung und Analyse der Befragungen ein neutrales Bild des jugendlichen Engagements, das den „Kann-Erwartungen“ Erwachsener gegenüber gestellt werden sollte. Der Befund lautet, dass die Basis für hohes Engagement zweifellos gegeben und als Wert verankert ist, jedoch der Zielgruppe dieser Erwartung fälschlicherweise eine charakterliche Schwäche, die ein tatsächliches Eintreten für eine positive gesellschaftliche Entwicklung verhindert, attestiert wird. Tatsächlich sind die Adressaten dieser Aufforderung aufgrund

struktureller Bedingungen nicht mit Interessengruppen aus der Erwachsenengeneration vergleichbar. Als wichtigster Punkt sei hierbei der Gegensatz zwischen äußerer und innerer Zuschreibung der Jugend hervorgehoben. Auch das verklärte Bild einer hochpolitischen und überaus engagierten Jugend vergangener Tage konnte mit der Darstellung dieser Bedingungen relativiert werden.

8.2. Schlussbemerkung

Die Frage, wie gut oder schlecht es um das Interesse und das Mitwirken der Jugendlichen an gesellschaftlichen Belangen steht, kann naturgemäß nicht absolut beantwortet werden, sondern nur an den Vorstellungen jener gemessen werden, die sich eine engagierte Jugend wünschen. Die Ergebnisse dieses Forschungsprojekts können jedoch dazu beitragen, derzeitiges bürgerschaftliches Engagement und dessen Tauglichkeit für die Jugend gegenüberzustellen. So haben manche gesellschaftliche Fragen oder Themen kaum oder nur hypothetische Relevanz in diesem Lebensabschnitt, jedoch kann dies keineswegs als jugendliches Defizit ausgelegt werden. Vielmehr muss auch die generalisierte Außenwirkung von institutionalisierten Akteuren sowie die in der Sozialisation erfolgende Einflussnahme auf das Engagementverständnis seitens der Schule und der Erzieher berücksichtigt werden. So wird im öffentlichen Diskurs etwa eine auch allgemein wachsende Politikverdrossenheit besonders bei der Jugend überproportional kritisiert. Daher würden sich Folgestudien anbieten, die etwa auf einen historischen Vergleich des Ausmaßes an jugendlicher Aktivität abzielen. Klärungsbedürftig war und bleibt auch, dass sich weder die historischen Veränderungen der Lebensphase Jugend, noch die Analogie der zur allgemeinen Engagemententwicklung im öffentlichen Diskurs auffallend niedergeschlagen haben. Der im Titel der Masterarbeit gebrauchte Begriff des Biedermeier kann daher durchaus als zutreffend interpretiert werden, jedoch gleichzeitig auch als Indiz für die Gesamtgesellschaft.

9. Reflexion

Abschließend möchte ich nun auf die Aufgabenstellung und die gewonnenen Erkenntnisse reflektierend eingehen. Ziel der Arbeit war es herauszufinden, wie es um die Bereitschaft bei Jugendlichen steht, sich für gesellschaftliche Belange aktiv einzusetzen.

Allerdings unterscheidet sich diese genaue Forschungsfrage vom öffentlichen Diskurs, der

nämlich hauptsächlich quantitativ feststellbare Veränderungen von Teilnehmer- und Mitgliederzahlen bei politischen Wahlen und festen Institutionen verhaftet ist. Von dieser Warte aus gesehen können meiner Meinung nach keine relevanten Aussagen getroffen werden, da diese Reduzierung wenn überhaupt nur die Zustimmung und Akzeptanz von etablierten Formen der Mitwirkung bei Jugendlichen messen können, und kaum Rückschlüsse auf das aktuelle Verständnis der Jugendlichen bezüglich Engagement zulassen.

Daher musste neben der Perspektivenübernahme des jugendlichen Feldes auch geklärt werden, mit welchen soziologischen Begriffen bei dieser Exploration gearbeitet werden kann. Ein wichtiges Ergebnis, nämlich die Veranschaulichung der veränderten Konstitution und Dauer der Jugendphase, relativierte schon die eingangs erwähnte Kritik an vorschneller Quantifizierung des jugendlichen Engagements.

Aus den Interviews ging unter anderem hervor, dass die alltagssprachliche Definition der Jugend bei den Jugendlichen selbst sehr unklar, und weiters das Bewusstsein Teil einer definierten Gruppe zu sein nur schwach ausgebildet ist. Somit wurde verdeutlicht, dass eine generelle Beurteilung jugendlichen Engagements mit herangetragenen Maßstäben zumindest problematisch sein muss. Der Vorsatz, jugendliches Engagement ergebnisoffen auf den Selbstdeutungsgehalt hin zu analysieren, ermöglichte es, das Forschungsfeld weder wegen einer niedrigen Engagementbereitschaft zu verurteilen, noch den Status quo zu beschönigen. Vielmehr ist es nun möglich, neue Kategorien in Folgeforschungen zu integrieren, die damit auch genauere quantitative Tests von Hypothesen zur Engagementbereitschaft der Jugendlichen erlauben, beziehungsweise dieses Feld gemäß der innewohnenden Strukturen zu befragen.

10. Bibliographie

BEER, Ulrich (1963): Familien- und Jugendsoziologie. 2. Auflage. Neuwied am Rhein: Luchterhand.

BERGER, Peter L.; **LUCKMANN** Thomas (2003): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. 19. Auflage. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag.

BÜHL, Walter L. (2002): Phänomenologische Soziologie. Ein kritischer Überblick. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

DAHRENDORF, Ralf (2006): Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

FRIEDEBURG, Ludwig von (1971): Jugend in der modernen Gesellschaft. 7. Auflage. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch.

FROSCHAUER, Ulrike; **LUEGER**, Manfred (2003): Das qualitative Interview. Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG.

GRIESE, Hartmut M. (1987): Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien. Weinheim: Beltz.

HEINZE, Rolf G.; **OLK**, Thomas (Hrsg.) (2001): Bürgerengagement in Deutschland. Bestandsaufnahmen und Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich.

HOFFMANN, Dagmar; **MERKENS**, Hans (2004): Jugendsoziologische Sozialisationstheorie. Weinheim/München: Juventa.

HURRELMANN, Klaus, **ALBERT**, Mathias (2006): 15. Shell Jugendstudie 2006. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.

KRÜGER, Heinz Hermann; GRUNERT, Cathleen (Hrsg.) (2002): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

LAMNEK, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Weinheim/Basel: Beltz Verlag.

SANDER, Uwe; VOLLBRECHT, Ralf (Hrsg.) (2000): Jugend im 20. Jahrhundert. Berlin: Luchterhand.

SCHÄFERS, Bernhard (1994): Soziologie des Jugendalters. 5. Auflage. Opladen: Leske & Budrich.

SCHERR, Albert (2009): Jugendsoziologie. Einführung in Grundlagen und Theorien. 9. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

WENDT, Wolf Rainer (1996): Zivilgesellschaft und soziales Handeln. Bürgerschaftliches Engagement in eigenen und gemeinschaftlichen Belangen. Freiburg im Breisgau: Lambertus Verlag.

11. Anhang

Erklärung zum selbstständigen Verfassen der Arbeit

Wien, am 18.01.2011

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfe bedient habe.

Ich versichere, dass ich diese Arbeit bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.

A handwritten signature in blue ink that reads "Andreas Döllinger". The signature is written in a cursive style and is positioned above a faint, light-colored rectangular stamp or watermark.

Andreas Döllinger

Abstract

Aufgrund von medialen Darstellungen einer derzeitigen Jugendgeneration, die oftmals als selbstbezogen und an gesellschaftlichen wie politischen Fragen uninteressiert beschrieben wird, versucht die vorliegende Masterarbeit diesen Befund durch eine Studie bei Jugendlichen auf ihren empirischen Gehalt hin zu hinterfragen.

Dazu werden 6 Interviews mit Jugendlichen durch qualitative Methoden analysiert, um daraufhin Aussagen über die Gültigkeit dieses vermuteten Vorurteils treffen zu können. Besonders sollte der offene Zugang zu den Ergebnissen hervorgehoben werden um unter anderem die innewohnenden Fragen zu klären, die mit diesem Hauptthema verbunden sind. Beispielsweise wird versucht, Jugend als Lebensphase zu beschreiben, die im historischen Kontext unterschiedlichen Definitionen und Einflüssen der Vergangenheit und Gegenwart unterworfen war und ist. Weiters werden im Theorieteil Fragen zu Definition, Zweck und Erscheinungsformen von bürgerschaftlichem Engagement in westlichen, postindustriellen Gesellschaften erörtert. Die Verbindung dieser beiden Ansätze ermöglicht es dem Feld akkurate Fragen zu stellen und in weiterer Folge die symbolisch vermittelten, strukturellen Einflüsse auf jugendliches Engagement herauszufiltern. Ein wesentlicher Punkt dabei ist, nicht bei der Sammlung von manifesten Inhalten zu verbleiben, sondern die zugrundeliegenden Strukturen der erhobenen Ergebnisse zu analysieren. Abschließend werden diese Analyseergebnisse mit den zuvor aus der Theorie gewonnenen Erkenntnisse verbunden, um damit jene Prinzipien darzustellen, die jugendliches Engagement bewirken oder verhindern.

Lebenslauf

Persönliche Daten

Name: Andreas Döllinger

Geburtsdatum: 12.11.1981

Geburtsort: Wien

Kontakt: andreas.doellinger@gmail.com

Bildungsweg

* 09/ 2000	Matura am BRG Gänserndorf, Niederösterreich
* 10/ 2000 - 02/ 2001	Diplomstudium der Biologie an der Universität Wien
* 02/ 2001 - 10/ 2002	Diplomstudium der Soziologie an der Universität Wien
* 05/ 2001 - 05/ 2002	Zivildienstkarenz
* 10/ 2002 - 10/ 2007	Abschluss Bakkalaureatstudium der Soziologie an der Universität Wien
* 10/ 2007 - 01/ 2011	Abschluss Masterstudium der Soziologie an der Universität Wien

Berufserfahrung

* 08/ 2005 - 09/ 2005	Forschungspraktikum im Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur - Abt. II/6, Wien
* 04/ 2006 - 12/ 2006	Siemens Business Services, Wien
* 04/ 2007 - 12/ 2007	Projektmitarbeit beim Österreichischen Institut für Berufsbildungsforschung, Wien
* 02/ 2008 – 10/ 2010	Hauptbücherei, Wien

